



3 1761 05306874 8

Witkowski, Georg
Lessing

PT
2406
W58



Lessing



Kopenhagen & Klasing's Volksbücher Nr. 146

Umschlagbild: Gotthold Ephraim Lessing
Ausschnitt aus dem Gemälde von Anton Graff

Zessing

Von Georg Wittkowski

Mit 81 Abbildungen
und einem Umschlagbild



1921

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

APR 7 1974

U.S. DEPT. OF THE INTERIOR

PT
2406
W58

Lessing

Einleitung.

Gotthold Ephraim Lessing hat 52 Jahre gelebt, vom 22. Januar 1729 bis zum 15. Februar 1781. Sein Dasein war das des Schriftstellers und des Bibliothekars; aber mit der Feder und durch die wissenschaftliche Forschung hat er Taten vollbracht, durch die er zu einem der Befreier des deutschen Volkes geworden ist.

Von den bescheidenen Anfängen seiner Studentenzeit bis zu „Nathan dem Weisen“ und der „Erziehung des Menschengeschlechts“ führt eine stolz aufsteigende Linie, der Weg zu den erhabenen Gipfeln, auf denen wir Goethe und Schiller, die Nachfolger Lessings, erblicken. Unter den Bahnbrechern, die jahrhundertalte Vorurteile beseitigen mußten, damit jene letzte Höhe erklimmen werden konnte, steht Lessing als der größte. In ihm verkörpert sich der Übergang von der Nachahmung fremder



Gotthold Ephraim Lessing im Alter von etwa sechs Jahren und sein Bruder Theophilus. Nach dem im Beisaale des Bambergigkeitsstiftes zu Kamenz befindlichen Ölgemälde von Christian Gottlieb Haberforn. Rechts der junge Gotthold in rotem Rock, roten Hosen und Strümpfen; links sein jüngerer Bruder in schwarzem Anzuge († als Schulrektor in Chemnitz 1808), der einem Lämmchen eine Ahrre reicht (Zu Seite 4)

Muster, der Botmäßigkeit gegen altüberlieferte Vorurteile zum selbständigen, freien, aus dem Geiste des eigenen Volkes und der neuen Zeit geborenen Schaffen.

Mag auch so manches, unter seinen Werken heute veraltet oder nur dem Fachgelehrten von Wert sein, noch immer ragen die besten unter ihnen in ungebrochener Kraft als stolze Eichen über das niedere Strauchwerk der kleinen Dichter und der Durchschnittsgelehrten empor und künden von seiner edlen, kernhaften Männlichkeit, seinem Ringen um die Wahrheit, seinem warmen Gemüt und seinem sieghaften Geist.

„Komm, tapferer Lessing!“ rufen wir mit Gottfried Keller, wenn wir uns am frischen Quell scharfen Denkens, meisterhafter Sprache und überlegenen Wises erquicken wollen. Er hat sich selbst die Fähigkeit eines Dichters abgesprochen. Gewiß war ihm jenes Prophetentum nicht gegeben, das die letzten Geheimnisse der Seele und der Welt erschaut und verkündet; aber wie wenige unter den Dichtern aller Zeiten und Völker stehen in dieser Reihe!

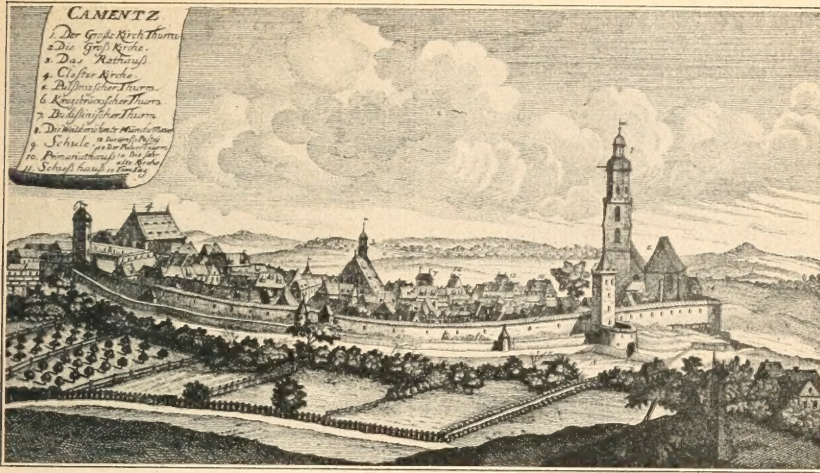
Haus und Schule.

Nicht an der Wiege wurde es Gotthold Ephraim Lessing gesungen, daß ihm solcher Ruhm erblühen würde. Im Pfarrhause zu Kamenz in der sächsischen Oberlausitz kam er zur Welt als Sohn des kinderreichen späteren Pastors Primarius, der Sprößling einer alten protestantischen Theologenfamilie. Als Fünfjährigen erblicken wir den Knaben auf einem heute noch vorhandenen Bilde, rings von Büchern umgeben; so hat er selbst gemalt sein wollen.

Nach guter Vorbereitung in der Vaterstadt empfing sein Wissensdurst seit 1741 reichere Nahrung in Meissen, auf einer der berühmten sächsischen Fürstenschulen. Gediegene und vielseitige Geistesnahrung wurde dem Schüler hier geboten. Den Kern des Unterrichts bedeuteten Religion und alte Sprachen, gründliche Kenntnis der Bibel und der griechisch-römischen Geisteswelt, daneben kamen aber Philosophie und Mathematik, Geschichte und Geographie, das Französische und Italienische, deutsche Sprache und Dichtung nicht zu kurz.

Ohne Mühe erfüllte der junge Lessing alles, was die Schule verlangte. Seine Zensur zu Michaelis 1745 lautete: „Es gibt kein Gebiet des Wissens, auf das sein lebhafter Geist sich nicht wüfse, das er sich nicht zu eigen machte; nur ist er bisweilen zu ermahnen, seine Kräfte nicht über Gebühr zu verschwenden.“ Freilich fanden die Lehrer, daß Lessing ein „etwas mokanter“ Knabe war, und als sein Bruder Theophilus später in Meissen aufgenommen wurde, mahnte ihn der Konrektor: „Nun gehe in Gottes Namen, sei fleißig, aber nicht so naseweis wie Dein Bruder!“

Dem Spott gegen das für töricht und nutzlos gehaltene Treiben beschränkter Schulsüchse entsprang Lessings erstes, schon auf der Schule



Kamenz im 18. Jahrhundert. Nach einem Stich von Christoph Gottlob Ghyman (Zu Seite 4)

verfaßtes Lustspiel „Der junge Gelehrte“. Es schildert die einzige Art von Narren, die ihm damals, in der klösterlichen Abgeschlossenheit der Schule, bekannt war, und es ist ein Beweis, wie schon der junge Lessing allem pedantischen, auf erworbenes Wissen pochenden Hochmut Feindschaft geschworen hatte. Sein munterer, lebensfroher Sinn verlangte früher als es sonst üblich war, die Entfernung aus dieser Enge, die ihm nichts mehr an geistigem Wachstum versprach, und er erreichte es, daß er am 30. Juni 1746 aus Weisßen entlassen wurde, um als Student der Theologie die Leipziger Universität zu beziehen.

Der Student.

Leipzig war damals die modernste Stadt Deutschlands. Schon lange hieß es Kleinparis, ehe Goethe in seinem „Faust“ diese Bezeichnung verewigte. Die reichen Kaufleute, die vornehmen Professoren und die stutzerhaften Studenten wetteiferten in feinem Benehmen und eleganter Kleidung; von den rohen Sitten der anderen deutschen Universitäten war hier wenig zu spüren.

Vergebens suchte der Kamenzener Pastorssohn in den ersten Monaten sich gegen diese Leipziger Luft abzusperren. Bald lernte er einsehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Er lernte tanzen und fechten, und er suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Er legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um sich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht, wie Lessing sagt, ebenso nützlich sind.

Das waren nicht die Lehrbücher, nach denen die Theologen unterrichteten, auch nicht die Schriften des geistvollen Altertumsforschers

Christ oder des Mathematikers und Epigrammatikers Kästner, die beide Lessing manches gaben, — seine Lehrbücher wurden das Leben und dessen Abspiegelung, das Theater.

Noch bestand die einst so glänzende Truppe der Neuberin, nun freilich schon dem Verfall zuneigend, aber immerhin zu den besten ihrer Art zählend. Nachdem der junge Autor an ein paar unbedeutenden Einaktern („Damon oder die wahre Freundschaft“, „Die alte Jungfer“) seine Feder geübt hatte, durfte der mit erhöhtem Können neu bearbeitete „junge Gelehrte“ im Januar 1748 auf der Bühne der Neuberin erscheinen und brachte seinem Verfasser den ersten Beifall.

Damis, der Sohn des Kaufmanns Chrysaider (den griechisch-römischen Namen zum Troß beide gute Leipziger), hat sich um einen Preis der Berliner Akademie beworben und erntet statt des erhofften Ruhmes ärgste Beschämung. Sein Bedienter Anton übertrifft ihn weit an Lebensflugheit, noch mehr die zierliche Kammerjungfer Lisette, die es zuwege bringt, daß Chrysaider's Mündel Juliane ihren geliebten Kaler statt des törichtesten Damis heiraten darf.

Die dürftige Handlung ist nach dem Schema erfunden, das im Lustspiel der französischen Nachfolger Molières allenthalben irgend eine Art von Narren oder Schurken dem Gelächter preisgeben wollte. Die Gattin des Leipziger Professors Gottsched hatte diesen Stil durch Übersetzungen und eigene Komödien auf das deutsche Theater verpflanzt. Mit so manchen anderen wurde auch Lessing ihr getreuer Gefolgsmann, und er blieb es in den noch folgenden Lustspielen seiner Jugendjahre, dem „Misogyn“, dem „Freigeist“ und den „Juden“, die trotz ihrem Stoff und ein paar leise zur Toleranz mahnenden Worten noch nicht die Tonart des „Nathan“ vorflingen lassen.

Noch weniger Eigenes, Zukunftsvolles ist in den Ansätzen zu ersten Dramen aus diesen Jahren zu finden. Der strenge Bann der Regel, die Gottsched der französischen Poetik entlehnt hatte, hielt damals Lessings Schaffen noch gefesselt und versagte ihm die Bewährung eigener Art.

Weit stärker zeigte sich die Heiterkeit, der Formsim und der unabhängige Geist des jungen Dichters in den Liedern und Singsgedichten der Studentenzeit. Sie stehen unter ihresgleichen, der leichten, scherzenden Kokospoesie griechisch-französischer Art in Deutschland an erster Stelle. Wer hätte damals ein Liedchen dichten können wie „Die Diebin“:

Du Diebin mit der Rosenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Gesteh nur, was ich fühl' und sah!

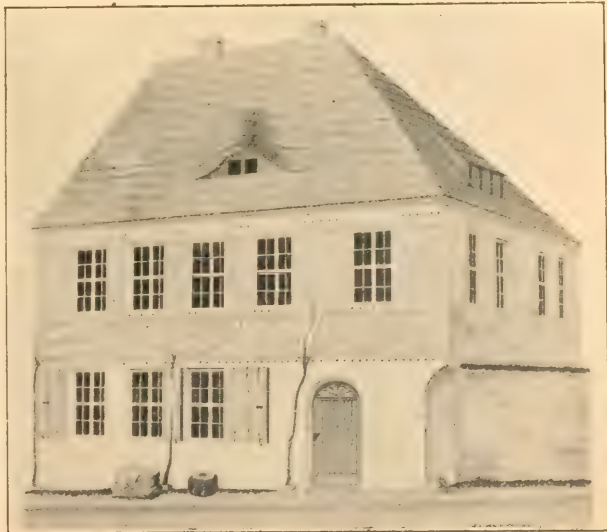
Du schweigst? Doch deine Rosenwange
Glüht schuldig, röter als vorhin.
O Diebin mit der Rosenwange,
Wo ist mein Herz, wo kam es hin?

Nach unter den Epigrammen steht so manches, das heute noch durch seinen Witz erfreut, mag auch anderes uns nicht mehr zuzagen und die ganze Gattung, in der Lessing sich sein Leben lang immer wieder versuchte, etwas zu sehr nach dem Gelehrtentum der Barockzeit schmecken.

Besonders beliebt waren damals die Fabeln in leicht dahinplaudernden Versen nach den Mustern der Franzosen LaFontaine und Houdart de la Motte. Hagedorn und Gellert hatten mit solchen anmutigen Verserzählungen ganz Deutschland entzückt, und als ihr getreuer Schüler verfaßte auch der Leipziger Student Lessing eine Anzahl, manchmal recht bedenklicher Schwänke von Tieren und Menschen.

Ein großer Teil aller dieser kleinen Dichtungen wurde zuerst gedruckt in den Zeitschriften, die Lessings sieben Jahre älterer Vetter Christlob Mylius damals in Leipzig herausgab. Er führte den Unerfahrenen in das Handwerk des Journalisten ein, er machte ihn in dem Kreise lustiger Gefellen und unter den Schauspielern der Neuberin heimlich. Mit Entsetzen hörten die Eltern in Kamenz von diesem Verkehr. Unter dem Vorwande, die Mutter sei auf den Tod erkrankt, wurde Lessing Anfang 1748 heinggerufen; aber das Vierteljahr, das er nun im Elternhause verbrachte, bekehrte ihn nicht. Als er wieder in Leipzig weilte, führte er das alte Leben fort, bis im Mai die Truppe der Neuberin auseinanderging. Einige der Schauspieler hinterließen unbezahlte Schulden, für die der mittellose Student leichtsinnig gebürgt hatte. Um nicht in Schuldhaft genommen zu werden,

entfloh er heimlich aus Leipzig und ging auf ein halbes Jahr nach Wittenberg, der zweiten sächsischen Landesuniversität. Hier gedachte er wohl, das neue Studium der Medizin zu vollenden; aber im November 1748 ließ er sich von seinem Beschützer Mylius, der in Berlin als Journalist eine auskömmliche Stellung



Gotthold Ephraim Lessings Geburtshaus in Kamenz. Gezeichnet von G. Frötlich (Das Haus brannte 1842 ab) (Zu Seite 4)

gefunden hatte, nach der Hauptstadt Friedrichs des Großen locken, um dort ebenfalls mit der Feder ein unabhängiges Dasein zu begründen.

Der Berliner Zeitungschreiber.

Leipzig war damals trotz des äußerlichen französischen Gebarens eine fromme, im alten Autoritätsglauben beharrende Stadt. Weit tiefer hatte sich der französische Geist der Aufklärung, der festen Kritik aller Ubertieferung in Berlin eingemistet, gefördert durch den König, den Zögling und Freund der französischen Freigeister. In solcher Umgebung, noch dazu verbunden mit dem übelberufenen Mhlius, wollte der Stammenzer Pastor Primarius seinen Sohn nicht sehen, und Lessing selbst suchte, ob er nicht anderwärts unterkommen könnte, ohne seine Freiheit zu opfern. Dazu fand sich kein Mittel, und so blieb er in Berlin, rezensierte Bücher für die von Mhlius geleitete „Bosjische Zeitung“ und andere Blätter, gab mit jenem gemeinsam 1750 die kurzlebige erste deutsche Theaterzeitschrift heraus und wurde schließlich zum selbständigen Leiter des wissenschaftlichen Teils der Bosjischen Zeitung und ihrer monatlichen Beilage „Das Neueste aus dem Reiche des Wises“.

Alles das reichte freilich nicht aus, um Lessings überaus bescheidene Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Durch Übersetzungsarbeiten, die höchst erbärmlich bezahlt wurden, mußte er spärlichen Erwerb suchen, und das brachte ihn in eine erst freundliche, dann desto unliebhamere Beziehung zu Voltaire, dem größten Schriftsteller seiner Zeit, der damals hochgeehrt am Hofe König Friedrichs lebte. Als Lessing Ende des Jahres 1751 Berlin verließ, um in Wittenberg den Magistertitel zu erwerben und sein Wissen zu erweitern, folgten ihm ungerechte Schmähbriefe des Franzosen, der Lessing eines literarischen Diebstahls fähig hielt. Es war die erste jener Hüllagen und Verdächtigungen, die seinem reinen Charakter von Feinden, die durch seinen Wahrheitsmut bedroht waren, auch später nicht erspart blieben.

Lessing nahm sich ungerecht angeklagter, längst verstorbener Gelehrter durch die in Wittenberg verfaßte „Kettungen“ an, während ihn dort im übrigen hauptsächlich religionsgeschichtliche und philologische Studien beschäftigten. Hier suchte er auch seine erste literarische Fehde aus. Sein Gegner war der damals angesehene Dichter und Horazübersetzer Samuel Gotthold Lange. Lessing wies Lange in dessen Verdeutschung der Oden des römischen Lyrikers arge Fehler nach, jener griff darauf die Schriftstellerehre des Kritikers an, und Lessing wehete sich durch das berühmte „Nade Nee in für den Pastor Samuel Gotthold Lange“, die erste seiner benüchternswerten Streifschriften.

Schon war Lessing als Schriftsteller so fruchtbar und so angesehen, daß er, nach Berlin zurückgekehrt, in den Jahren 1753 bis 1755 seine Schriften in sechs kleinen Bänden herausgeben konnte.



Tobias Schumann (links) und Gottfried Hiltmann (rechts), Urgroßväter Gotthold Ephraim Lessings und Bürgermeister in Kamnig. Nach alten Gemälden

Wie selbständig auch manche der darin enthaltenen Gedanken und Urteile den Vorgängern und Zeitgenossen gegenübertraten, durfte Lessing doch damals noch nicht als Neuerer, als Reformator auf irgend einem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft gelten. Erst als im 6. Bande der Schriften 1755 ein Drama erschien, das nichts mit der alten, von den Franzosen entlehnten Kunstlehre gemein hatte, zeigte es



Gotthold Ephraim Lessings Großvater, Theophilus Lessing (1617–1735),
Bürgermeister von Kamenz. Nach einem alten Gemälde in Kamenz von
Christoph Gottlob Stymann

sich, daß Lessing zu einer neuen Kunstanschauung gelangt war.

Dieses Drama war im Januar und Februar 1755 entstanden und hieß: Miß Sara Sampson, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Statt der pathetischen Reden, mit denen bis dahin die Helden der Tragödie im steifen Alexandriner-Schritt auf der deutschen Bühne wandelten, hörte man hier rührende Worte einfacher Menschen, wie sie früher schon im englischen bürgerlichen Drama und im Roman Englands erklingen

waren. Dort fand Lessing seine Vorbilder, und er übertrug sie durch die Zückerlücken des Empfindens, durch die verzeihende Milde der Gesinnung.

Im Jahre 1731 hatte der Londoner Juwelier Lillo sein Drama „Georg Barnwell oder der Kaufmann von London“ auf die Bühne gebracht. Es war ein großes Machwerk, das nur zeigen wollte, wie Untreue den eifrigen Herrn schlägt. Der leichtsinnige Lehrling Barnwell läßt sich von der bösen Milwood zum Diebstahl und zum Mord verleiten

und wird dafür hin-
gerichtet Obwohl
dieses Mührstück als
Kunstwerk gar nichts
bedeutete, hatte es
in seiner Heimat,
in Frankreich und
Deutschland den
größten Erfolg. Les-
sing folgt Villo in
manchen Einzelhei-
ten, aber er trägt
nicht so dick auf, er
zeigt nicht den Gal-
gen am Schlusse
und er stellt eine
neue Gestalt in den
Vordergrund, die
zarte Miß Sara,
die das Opfer ihrer



Gotthold Ephraim Lessings Vater: Ma-
gister Johann Gottfried Lessing. Schat-
tenriß in der Gothaer herzogl. Bibliothek
(Zu Seite 4)

reinen Liebe zu dem
schönen, leichtfer-
tigen, doch guther-
zigen Mellefont wird.
Auf der anderen
Seite dieses Lieb-
habers steht die ver-
lassene Marwood,
die Mutter seiner
Tochter, voll starker
Leidenschaft, geson-
nen, Mellefont zu-
rückzugewinnen oder
sich an der Neben-
buhlerin zu rächen.
Ehe noch der milde
Vater Caras, der
den Flüchtlingen
nachgereist ist, ihnen
seine Verzeihung

aussprechen kann, stirbt Sara an dem Gift der Marwood, und Mellefont
nimmt sich an ihrer Leiche das Leben. In den Worten des alten Sir
William Samson: „Er war mehr unglücklich als lasterhaft“ spricht der
Dichter sein Urteil. Er will Mitleid, nicht Abjehu erwecken. Der
Sünder soll nicht verurteilt, sondern verstanden werden, und aus
dem Verständnis soll die Verzeihung menschlichen Fehlens entspringen.

Kamenz Hart.

Ano 1726

Im 24ten Jahr: wurde die H. N. Johann Kuhnig
Leping verstorben Herr Dr. Dierow in Aufs

1) H. E. Episthen
2) Hr. Johannes Sophia
3) Hr. Johann Episthen

am 17ten
am 17ten
am 17ten

In dem bürgerlichen Schauspiel, das mit „Miß Sara Sampson“ beginnt, tritt so an die Stelle der kalten, nur Bewunderung heischenden Tugend das Menschliche in seinem ganzen Umfang mit der Absicht, die Tränen des Mitleids hervorzulocken. Uns mag heute diese Gattung von Dramen allzu wortreich und rührselig erscheinen; aber als am 10. Juli 1755 „Miß Sara Sampson“ in Gegenwart des Dichters in Frankfurt a. D. zum ersten Male aufgeführt wurde, da saßen, nach dem Bericht Kamlers an Gleim, die Zuschauer 3½ Stunden wie Statuen und weinten. Auch in Berlin ging kein Zuschauer von der „Sara“ mit trockenen Augen heim, und allenthalben fand sie die dankbarste Aufnahme. Der berühmte Franzose Diderot übersezte das Stück, und im Jahre 1764 wurde es von Angehörigen des höchsten französischen Adels wiederholt dargestellt. Eine Schar von ähnlichen deutschen bürgerlichen Stücken folgte und machte diese Gattung zur beliebtesten auf dem deutschen Theater.

Lessing selbst kannte die Fehler seines buckligen Kindes, wie er später die „Miß Sara Sampson“ nannte; aber er mußte auch erkennen, daß keiner unter den Lebenden Ähnliches zu leisten vermochte, und das trieb ihn wieder der Bühne zu. Er trennte sich, da in Berlin damals kein deutsches Theater bestand, von der Stadt, wo er noch immer in der Hauptsache von der Tätigkeit als Mitarbeiter der Vossischen Zeitung und als Übersetzer lebte. Wie als Dramatiker hatte er auch als Kritiker den ersten Rang unter den Zeitgenossen gewonnen. Über den Parteien Gottscheds und der Schweizer Bodmer und Breitinger stand sein freies, aus sicherem Gefühl und umfassender Literaturerkenntnis entspringendes Urteil.

Um auch der Bühne durch historische und theoretische Belehrung zu nützen, gab Lessing von 1754 bis 1758 eine eigene Zeitschrift die „Theatralische Bibliothek“ heraus. Sie sollte auf das Wertvolle im Drama aller Zeiten und Völker hinweisen, dem Dichter und dem Schauspieler den rechten Weg zeigen, jenseits der gebahnten ausgefahrenen Geleise der Franzosen, in denen die deutsche Kunst bis dahin allein vorwärts gekommen versuchte.

Neue Wege suchte damals auch der Berliner Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai. Jugendfrisch bekämpfte er, der nachher zu einem alten steifen Philister worden sollte, mit Lessing gemeinsam die geltenden Standanschauungen. Als Dritter im Bunde stand neben beiden Moses Mendelssohn, ein Jude, der sich mühsam aus der dumpfen Umge seiner Glaubensgenossen zu deutscher Bildung emporgearbeitet hatte. Er wurde ein feiner Ästhetiker, ein gründlicher Denker und verfaßte mit Lessing gemeinsam im Jahre 1754 die Schrift: „Voppe ein Metaphysiker!“ Das Ausrufungszeichen am Schlusse des Titels hat keinen guten Sinn. Die Berliner Akademie hatte die Preisaufgabe gestellt: es solle eine Untersuchung des Popperschen Systems



Die turfuerstlich sächsische Landeserschule St. Afra in Meissen. 1757 (Zu Seite 4)

geliefert werden, das in dem Satze „Alles ist gut“ enthalten sei. Auf diese Weise hofften die französischen Materialisten, die jetzt die Akademie beherrschten, eine Widerlegung des verhaßten Leibnizischen Optimismus zu erlangen. Lessing und Mendelssohn machten sich gemeinsam an die Arbeit. Sie fanden, daß ein Dichter, wie Pope, überhaupt kein philosophisches System aufstelle und daß deshalb die Frage ganz falsch gestellt sei. Zwischen Dichtung und Philosophie, die damals so häufig vermischt wurden, wird eine scharfe Trennungslinie gezogen, und dadurch erscheint diese kleine gedankenreiche Schrift als Vorläuferin des größeren „Laokoon“.

Der Siebenjährige Krieg.

Aus dem anregenden Verkehr mit den Berliner Freunden riß sich Lessing im Oktober 1755 los und kehrte nach der Stadt seines ersten Schaffens, seiner ersten Erfolge, nach Leipzig zurück. Er war des mühseligen Erwerbs mit der Feder, die ihm doch kaum das Nötigste gewährte, müde geworden; er hoffte, das Theater werde ihm nach der großen Wirkung der „Miß Sara Sampson“ reicheren Lohn bieten. Leipzig hatte im Gegensatz zu Berlin dem deutschen Schauspiel kräftige Unterstützung geschenkt. Es besaß eine tüchtige Truppe und konnte so für alles Neue, was Lessing hier zu schaffen gedachte, sogleich die Mittel der Aufführung gewähren.

Zunächst wollte er sechs Lustspiele des ausgezeichneten Italieners Goldoni der deutschen Bühne aneignen. Doch kaum hatte er damit be-

genommen, da bot sich ihm eine Aussicht nach ganz anderer Seite. Ein Leipziger Kaufmann schlug ihm vor, gemeinsam zwei bis drei Jahre durch die Welt zu reisen. Die Hoffnung, fremde Länder zu sehen, sein Wissen durch große neue Eindrücke zu erweitern, lockte Lessing, das Anerbieten anzunehmen. Im Mai 1756 wurde die Reise begonnen. Über Wolfenbüttel und Hamburg kamen sie bis nach Amsterdam, da zwang der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges den Leipziger, schleunigst in die von den Preußen besetzte Vaterstadt zurückzukehren, und auch Lessing war gezwungen, auf die Kenntniss fremder Länder zu verzichten. Noch bis 1758 blieb er in Leipzig und fand hier in dem preussischen Major Ewald von Kleist, einem der edelsten Menschen und Dichter, den teuersten seiner Freunde. Nur zu bald sollte Lessing ihn in Folge der Wunden, die Kleist in der Schlacht bei Jütersdorf empfing, wieder verlieren.

Auch mit den alten Berliner Freunden blieb er in dauerndem Verkehr. Mit Nicolai und Mendelssohn erörterte er in eifrigem Briefwechsel das Wesen des Tragischen, die Aufgaben der Tragödie. Der Grieche Aristoteles hatte in seinem kleinen Buche über die Poesie gesagt, daß die Tragödie durch Mitleid und Furcht diese Leidenschaften reinige. Die Franzosen faßten die vielumstrittenen Worte so auf, daß die Zuschauer im Trauerspiel durch Erregung von Schrecken, Mitleid und der (von ihnen hinzugefügten) Bewunderung gebessert werden sollten. Lessing kommt dagegen auf Grund seines bürgerlichen Trauerspiels zu der Ansicht, die einzige Aufgabe der Tragödie sei die Erweiterung unserer Fähigkeit Mitleid zu fühlen und damit unsere moralische Besserung; denn der mitleidigste Mensch sei der beste. Mendelssohn erklärt sich gegen die untergeordnete Stellung, die Lessing dem Schrecken und der von den Franzosen in die Definition der Tragödie hineingefälschten Bewunderung zuweisen will; beide könnten auch ohne Mitleid ästhetisches Vergnügen bewirken (womit er ohne Zweifel im Rechte ist). Lessing aber will für sein bürgerliches Trauerspiel als die beste Art der Tragödie eintreten und bekämpft nunmehr die großen französischen Klassiker, in erster Linie die Märtyrerdramen wie Corneilles „Polyeucte“. Der Held des Trauerspiels müsse, indem er Mitleid erzeuge, zugleich schuldig werden, und die Zuschauer seien der Violinlaute zu vergleichen, die gleichgestimmt mitschlingen. Am 2. April 1757 hat Lessing plötzlich entdeckt, daß die Franzosen das Wort „Furcht“ in der aristotelischen Definition falsch durch „terreur“ übersetzt haben und daß infolgedessen auch die Deutschen durch das gleichbedeutende Wort „Schrecken“ zu einer falschen Auffassung gelangt sind. Er selbst hatte bis dahin den Schrecken als überraschtes Mitleid aufgefaßt. Nun aber kommt er zu der neuen Ansicht, alles das erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es bei anderen sähen, Mitleid erzeuge, und alles das erwecke Mitleid, was, wenn es uns selbst bevorstehe, uns in

Furcht verjagt. Die Furcht sei keine unmittelbare Wirkung des Trauerspiels, sondern nur eine reflektierte Idee. Aristoteles habe irrtümlich die Furcht zu dem Mittel der Reinigung der Leidenschaften gemacht, weil er auch das Mitleid falsch aufgefaßt habe. Vorübergehend nähert sich Lessing jetzt dem Standpunkt des Freundes Mendelssohn und erkennt als Ursprung des tragischen Vergnügens das erhöhte Selbstbewußtsein. Später hat er diese psychologische Erklärung zugunsten der moralischen wieder aufgegeben.

Eine große Zahl verschiedenartiger dramatischer Entwürfe aus dieser Zeit bezeugt neben dem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn, wie eifrig Lessing sich damals mit Plänen für das Theater beschäftigte. Nur einer von ihnen ist später ausgereift: der Gedanke einer in die Gegenwart versetzten Dramatisierung der Ermordung der Römerin Virgilia durch ihren Vater. Er nannte das Stück



Ein Leipziger Student aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Sammlung Bey, Leipzig (zu Seite 5)

„Emilia Galotti“ und wollte sich damit an dem Preisausschreiben Nicolais für das beste Trauerspiel beteiligen; aber er gelangte in Leipzig nicht über die Entwürfe hinaus. Erst 1772 sollte dieses Drama vollendet hervortreten.

Noch längere Jahre beschäftigte den Dichter eine andere dramatische Arbeit, deren Anfänge sogar schon vor der Übersiedlung nach Leipzig anzusetzen sind. Es war Lessings „Faust“. Das alte, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts auf der deutschen Bühne lebende Faust-Drama war den Gebildeten durch Gottscheds Lehre verächtlich geworden.

Man glaubte nicht mehr, daß ein Mensch, weil er nach verbotenen Wissen verlangte, dem Teufel gehören sollte. Lessing, dem das Streben nach Wahrheit höchstes Verdienst und höchstes Glück bedeutete, konnte noch weniger seinen Helden aus solchem Grunde der ewigen Verdammnis verfallen lassen, und so verwandte er, ähnlich wie später Goethe, den Rahmen der alten Sage, um ein neues, seinen eigenen Zügen verwandtes Bild hineinzuzichnen. Eine kleine Skizze gab er in Gestalt einer kurzen Faust-Szene am Schlusse seines 17. Literaturbriefes vom 16. Februar 1759. Dann hören wir wieder aus Breslau und Hamburg und noch aus Wolfenbüttel von Faust-Plänen, bis, wie berichtet wird, alle

darauf bezüglichen Aufzeichnungen mit einer Kiste, die Lessing 1775 von Wien nach Braunschweig zurücksandte, für immer verloren gingen. Aus den eigenen Angaben und den Berichten der Freunde können wir nur eines mit Sicherheit schließen: Faust wurde nach Lessings Absicht nicht der Hölle zur Beute. Drei verschiedene Wege schlug er zu diesem Ziele ein. Der eine führte in der Hauptsache auf der gewohnten Straße des Volksbuchs und des Puppenspiels, nur daß Faust mit Hilfe seiner durch Wissen gestärkten Tugend allen Versuchungen standhielt. Nach dem zweiten, aus Hamburg stammenden Plan sollte nichts von Zauberei sich einmischen, sondern ein menschlicher Erzbösewicht einen Unschuldigen zu verführen suchen, indem er sich als sein Freund verstellte, ähnlich wie der Kammerherr Marinelli gegenüber dem Prinzen in „Emilia Galotti“. Der dritte Plan lehnte sich an ein Drama des Spaniers Calderon und ließ Faust selbst in einem Traumbild alle Gefahren schauen, die ihm von der verführerischen Macht des Bösen drohten. Am Schlusse, wenn die Teufel Fausts Seele zu besitzen glaubten, rief ihnen ein Engel zu: „Triumphiert nicht! Ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen: was ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.“

Neben solchen und anderen poetischen Arbeiten beschäftigt sich Lessing in diesen reichen Leipziger Jahren zum ersten Male auch mit älterer deutscher Dichtung, mit dem Nibelungenlied und dem Heldenbuch. Er schreibt eine Vorrede zu den „Liedern eines preussischen Grenadiers“, in denen Freund Gleim die Taten des großen Friedrich mit herzerfreuender Volkstümmlichkeit besingt, und vergleicht sie mit den Gesängen der alten deutschen Barden. Freilich erklärte er den „Patriotismus“ höchstens für eine heroische Schwachheit; aber was man damals darunter verstand, war nicht das erhebende Bewußtsein des Deutschtums, nur ein engherziger und spießbürgerlicher Partikularismus. So konnte es geschehen, daß Lessing den Sachsen in Leipzig als Preuße und den Preußen in Berlin! als Parteigänger Sachsens verdächtig wurde, ge-



Johann Christoph Gottsched.

Nach dem Gemälde von J. R. Meißner gestochen von J. M. Verengereth (Auschnitt). (Zu Seite 6)

rade um der Gesinnung willen, aus der nachher „Müma von Barnhelm“ erwuchs.

Im Mai 1758 kehrte er in die Hauptstadt Preußens zurück und arbeitete hier mit derselben vielgeschäftigen Unermüdlichkeit wie in Leipzig. Mit dem korrekten, zu unverdientem Ruhme als Dichter gelangenden Kamler gab er die trefflichen Sinngedichte Logaus 1759 heraus. Den geschwägigen Versfabeln von früher stellte er jetzt die drei Bücher seiner von reifer Geistigkeit erfüllten, aber allzu schmucklosen Fabel-epigramme in Prosa gegenüber, begleitet von den aufschlußreichen Abhandlungen über die Fabel, die wieder



Friederike Karoline Neuberin.
Nach einem alten Stich (Zu Seite 6)

wichtige Beiträge zur Theorie des Dramas brachten. Neben so manchem, was in diesen Abhandlungen heute nicht mehr anerkannt werden mag, leuchten noch immer die für jeden Verfasser und Kritiker dramatischer Werke goldenen Worte: „Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen... Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Tätigkeit dabei bewußt wären.“

Was äußerste Knappheit in Verbindung mit einer Tragik von antiker Größe zu wirken vermöchte, erprobte Lessing an seinem dramatischen Epigramm, dem Einakter „Philotas“. Im griechischen Gewande empfindet der knabenhafte Königssohn Philotas das gleiche, was die Seelen der jugendlichen preußischen Fahnenjunker und Leutnants damals schwellen ließ: die Seligkeit, ihr junges Leben für König und Vaterland zu opfern. Der großen Masse war solches Empfinden fremd, und so ist das kleine kernhafte Stück erst in unseren Tagen gerecht gewürdigt worden. Freilich hüllt sich hier der zeitgemäße Gehalt nur allzu dicht in das Gewand des Griechentums, dessen größten Dramatiker Lessing damals in seiner unvollendeten Biographie des Sophokles eingehend darstellte.

Lessings höchste und letzte Leistungen auf dem Gebiete der literarischen Kritik begannen in demselben Jahre 1759, das die Fabeln, den „Philotas“, die Sophokles-Biographie und den Logau hervorbrachte. Seit dem Anfang dieses Jahres erschien in Berlin eine neue von Lessing gegründete Zeitschrift, die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“.

Müher ihm selbst, der die ersten Bände fast allein versorgte, arbeiteten Nicolai, Mendelssohn und später Thomas Abbt an den 24 Bänden der Literaturbriefe mit. Sie wurden zu einer Gesamtabrechnung mit dem bestehenden Schrifttum. Die schlechten Übersetzer, die schwachen Gefolgsleute Klopstocks, die erlünstelten Bodmer-Nachahmungen Wielands erscheinen in scharfem, aber nie trügerischem Lichte. Ungerecht wird Lessing nur im Kampfe gegen Gottsched und das von diesem begründete französisierende Drama. Nicht aus persönlicher Abneigung, sondern weil er erkannt hatte, daß wir nur auf jener Bahn germanischer Kunst, die Shakespeare, der eben damals neuentdeckte große Briten wies, zu einer eigenen großen, nationalen Kunst gelangen konnten.

Die Literaturbriefe geben vor, an einen verwundeten preussischen Offizier gerichtet zu sein. So drang der Geist dieser sieben Kriegsjahre auch in die scheinbar völlig unberührte Region künstlerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit. Wie hätte es der frischen Kampfnatur Lessings nicht gelüsten sollen, eine Zeitlang fern von den Büchern diese stählende Atmosphäre einzuatmen? Die Möglichkeit dazu bot sich ihm, als er wieder zwei Jahre lang in Berlin gewohnt hatte. Einer der tüchtigsten Generale Friedrichs des Großen, Bogislav von Tauentzien, hatte in Leipzig Lessings Bekanntschaft gemacht, war inzwischen Kommandant von Breslau geworden und bot ihm die Stellung als Gouvernementssekretär an. Lessing folgte im November 1760 dieser Aufforderung und genoß nun, bis zum Mai 1765, in Breslau die einzigen sorgenfreien Jahre seines Lebens.

Für diese ganze Zeit war Lessing vom Schauplatz des literarischen Lebens verschwunden. Nur als Nachzügler der fruchtbareren vorausgegangenen Periode erschien noch die deutsche Ausgabe der beiden Dramen des Franzosen Diderot, „Der natürliche Sohn“ und „Der Heusvater“. Hier war der hochstehenden klassischen Tragödie ähnlicher Kampf angefaßt wie in Lessings ein Jahr älterer „Niß Sara Sampson“. Auch Diderot gab Bilder aus dem Dasein bürgerlicher Menschen seiner Zeit, auch er wollte vor allem bessernd auf die Seelen seiner Zuschauer wirken. Lessing erkannte hier einen Gesinnungsgeronnenen im feindlichen Lager. Er begleitete die Übersetzung mit einer Vorrede, in der er die Kühne Behauptung aufstellte, nach dem Aristoteles habe sich kein philosophischer Geist mit dem Theater abgegeben als Diderot. „Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bei weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Professor Gottsched ist.“ Kurz vor seinem Tode, als 1781 „Das Theater des Herrn Diderot“ in zweiter Auflage erschien, bezeugte Lessing dem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks so großen Anteil hatte, noch einmal seine Dankbarkeit. Er behauptet, Diderot habe auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt als auf

das seines eigenen Volkes. Als der „Hausvater“ erschien, hätten wir uns längst nach etwas Besserem geseht, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte. Offenbar meint Lessing, daß ihm selbst Diderots Vorbild bei seiner „Miß Sara Sampson“ hilfreich geworden sei; aber in Wahrheit war diese schon vorhanden, als das erste Stück des Franzosen ans Licht trat.

Worin ihm dieser überlegen war, das wollte er in Breslau erwerben. In einem engen Interessentenkreise, unter Schriftstellern und Gelehrten, fern dem Treiben der großen Welt, hatte Lessing bis jetzt gelebt. Nun wollte er sein Schifflein auch einmal auf die Wogen der Zeit hinaussteuern und schwerlich hätte er eine bewegtere See finden kön-



Friedrich von Hagedorn. Nach dem Gemälde von Dominicus van der Smitten gestochen von Christian Frisch (Ausschnitt) (Zu Seite 7)

famen dabei wohl Bedenken. Er klagte über die Zerstreungen, über die unbedeutenden Beschäftigungen, die mehr ermüdeten als das anstrengendste Studieren, und er konnte in einer Stunde des Mißnutes sich sogar als einen verlorenen Mann bezeichnen. Wie es in Wirklichkeit mit ihm stand, das hat Goethe in den Worten des siebenten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ ausgesprochen, die nur der Breslauer Zeit gelten können: „Lessing, der im Gegensatz zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte“

In keiner Epoche seines Lebens hat Lessing innerlich mehr gearbeitet als in diesen nur scheinbar unfruchtbaren Breslauer Jahren. Sein ganzes geistiges Streben stellte er auf eine neue, breitere Grundlage. Die großen Fragen der Kirchengeschichte und der Religionsphilosophie begann er mit ernstestem Studium der Kirchenväter und der sonstigen

nen als damals in Breslau. Er lebte mit den Offizieren und nahm an ihrer Geselligkeit im Hause des Generals und abends am Spieltisch fröhlich teil. Er begleitete Laurentzien auf dessen Reisen und half mit bei den gewagten Geldoperationen, durch die Friedrich der Große die Mittel zur Fortführung des langen Kampfes aufbringen mußte. Ihm selbst

theologischen Literatur zu ergründen. Nicht mehr beschäftigten ihn einzelne Punkte der Kunst- und Literaturkritik, sondern er suchte Klarheit über die im Wesen jeder künstlerischen Schaffensart beruhenden Gesetze. Von allen Seiten raffte er neuen Wissensstoff heran und barg ihn in alphabetisch geordneten Kollektaneen, einem Arsenal für künftige, schier unübersehbare literarische Arbeit.

Das ist der Lessing, der, wie er sagte, sich in Breslau als ein häßlicher Wurm eingesponnen hatte, um als ein glänzender Schmetterling wieder ans Licht zu kommen. Wenn auch die großen Hauptwerke erst in den unmittelbar folgenden Jahren niedergeschrieben wurden, so wurzeln sie doch in dem Erdreich dieser kräftigen, lebensfrischen Breslauer Zeit. Befriedigt schreibt er am 30. November 1763 seinem Vater: „Alles, was ich durch meine hitzige Lebensart intendirt habe, das habe ich erreicht; ich habe meine eigene Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt; ich habe ausgeruhet und mir von dem Wenigen, was ich ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will.“

Noch geraume Zeit nach dem Frieden von Hubertusburg blieb Lessing in Laurentziens Diensten. Er bekümmerte sich nicht um seine Zukunft. „Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten.“ Als ihn im Sommer 1764 ein hitziges Fieber überfiel, erschien es ihm wie der Abschluß seiner jugendlichen Torheiten, und er fühlte das Herannahen der ernstlichen Epoche seines Lebens. Ihren Anbruch bezeichneten die mächtigen Geisteskräften, die er vollbrachte, nachdem er im Mai 1765 von Breslau geschieden war.

Laotsoon — Minna von Barnhelm — Hamburgische Dramaturgie.

In Berlin, wohin er über das heimatliche Kamenz und das vertraute Leipzig zurückgekehrt war, suchte Lessing nach einem sicheren Hafen, in den er sein vollbefrachtetes Schiff bergen könnte. Im Februar 1765 war das Amt des Verwalters der großen Königl. Bibliothek in Berlin frei geworden, und gewiß wäre kein würdigerer Hüter dieser Schätze als Lessing zu finden gewesen. Aber als der Oberst Caius Julius Zeilius ihn seinem König vorschlug, gedachte dieser nur des bösen Handels, den Lessing 1751 mit Voltaire gehabt hatte, und zudem konnte der Verehrer französischen Geistes sich nicht entschließen, einen Deutschen in ein solches Amt zu berufen. Nicht nur Lessing, auch Winkelman, der größte damals lebende deutsche Altertumsforscher, mußte hinter einem unwürdigen französischen Benediktinermönch zurückstehen, der seine Ernennung nur der Verwechslung mit einem gelehrteren Namensvetter zu danken hatte.

Noch ehe diese Entscheidung fiel, hatte sich Lessing eine neue Aussicht eröffnet. Auf einer Badereise nach Pyrmont besuchte er den guten alten

Gleim in Halberstadt, und dieser hoffte, dem Freunde in Kassel eine würdige Stellung als Professor der Archäologie zu verschaffen. Lessing selbst dachte wohl auch daran, in der Hauptstadt seines Heimatlandes Sachsen, in Dresden mit seinem glänzenden Kunstleben ein Unterkommen zu erlangen.

Um sich für eine Tätigkeit solcher Art zu legitimieren, hat er im Herbst und Winter 1765 den ersten Teil eines schon in Breslau entworfenen großen kunsttheoretischen Werkes niedergeschrieben: „Laokoon oder Über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte“. Es erschien zu Ostern 1766.

Die Künstler des griechisch-römischen Altertums und des christlichen Mittelalters hatten im allgemeinen die natürlichen Grenzen der bildenden Kunst und der Dichtung naiv inne gehalten. Erst seit der Renaissance war es auf Grund verstandesmäßiger Auffassung der Mittel und der Ziele der verschiedenen Schaffensarten zu einer Verwirrung gekommen, die namentlich durch die Allegorie in der bildenden Kunst, lehrhafte und beschreibende Absichten in der Poesie zur Unsicherheit in der Wahl der Gegenstände und der Technik führte, bestärkt durch einige noch aus dem Altertum stammende Äußerungen, wie namentlich das Paradoxon des Simonides, die Poesie sei eine redende Malerei und die Malerei eine



Titelkupfer zu Gellerts sämtlichen Schriften, Erster Teil. Neue verbesserte Auflage. Leipzig 1776. Stich von Joh. Friedrich Bause mit einem Bildnis Christian Fürchtegott Gellerts nach Anton Graffs Gemälde (Zu Seite 7)



Lessings Heimkehr aus Leipzig ins Elternhaus (1748) auf die angebliche Erkrankung seiner Mutter hin. Stich von W. Arndt nach der Zeichnung von Schubert (Zu Seite 7)

fung abzufragen. Er glaubte, als das Merkmal der griechischen Meisterwerke, „edle Einfachheit und stille Größe“ zu erkennen. Als Lessing im Jahre 1756 mit Mendelssohn das Wesen der Tragödie erörterte (siehe oben Seite 8 f.), berief sich dieser auf die 1755 erschienene Erstlingschrift Winkelmanns und wies auf die berühmte Laokoongruppe als Beispiel antiker, alles Gewalttame wütender Leidenschaften vermeidender Plastik hin.

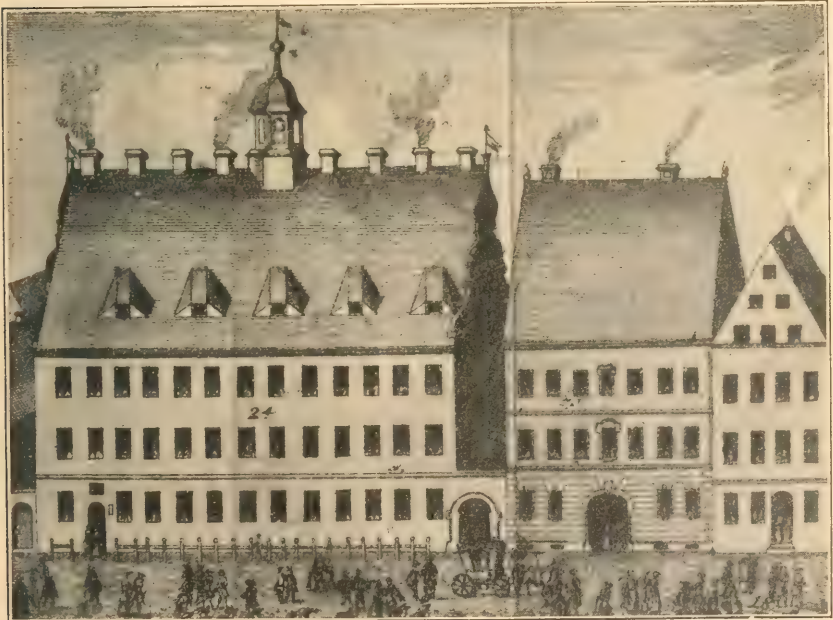
Lessing hatte sich bis dahin mit bildender Kunst kaum noch befaßt, wahrscheinlich nicht einmal den in Dresden befindlichen Abguss der Laokoongruppe gesehen. Durch Mendelssohns Äußerung mag er zuerst zum Nachdenken über die Unterschiede der beiden großen Kunstgebiete gebracht worden sein und in der Breslauer Zeit begonnen haben, stoff-

stumme Poesie, und das Horazische „Ut pictura poesis“. Man wollten die Maler in ihren Bildern Folgen von Ereignissen nebeneinander darstellen, und die Dichter suchten in Worten breit ausgeführte Bilder zu geben. Feiner empfindende Kritiker wie der Franzose Dubos (1719), der Engländer Harris (1744) und der mit Lessing so nahe verwandte Diderot (1751) hatten bereits auf Grund der verschiedenartigen Darstellungsmittel und Gegenstände die verwischten Grenzlinien wieder schärfer zu ziehen gesucht; doch ging ihr Denken stets von Begriffen aus. Erst Johann Joachim Winkelmann suchte den großen Kunstwerken der Vergangenheit unmittelbar die Geheimnisse ihres Werdens und ihrer Wir-

sammelnd dieses für ihn neue Feld zu bearbeiten. Damals wollte er unter dem Titel „Hermää“ eine Sammlung von Aufsätzen schreiben, die darstellen sollten, was er zufällig am Wege gefunden hätte.

Aus dieser Absicht entstand dann die eines größeren Werkes, dessen Gegenstand die Bestimmung der einzelnen Kunstarten sein sollte. In dem allein ausgeführten ersten Teil des „Laokoön“ kündigt von der ursprünglichen Idee ein gewisses Übermaß von einzelnen Untersuchungen; die Entwürfe zum zweiten und dritten Teil bezeugen, daß hier die Größe und Freiheit von Lessings Denken noch unverhüllter zutage getreten wäre.

Virgils „Aeneis“ hatte den Untergang des Priesters Laokoön und seiner Söhne meisterhaft geschildert; das vortreffliche, im Jahre 1506 aufgefundene antike Marmorwerk stellte den gleichen Vorgang dar. Es lag nahe, das Verfahren des Dichters und das der drei griechischen Bildhauer, welche die Gruppe geschaffen hatten, miteinander zu vergleichen. Lessing stellte fest, daß der Dichter den Schmerz des von Schlangen gebissenen Priesters in lautem Schreien sich äußern ließ, während der Laokoön des Bildwerks nur aufstöhnte, weil, wie Lessing annahm, dem bildenden Künstler das Schönheitsgesetz seiner Kunst den verzerrenden Ausdruck des Schmerzes unterjagte. Von dieser Erkenntnis schritt die



Die Universität zu Wittenberg etwa aus Lessings Zeit. Nach einer zeitgenössischen Darstellung (Zu Seite 7)

Erörterung in anmutigem, scheinbar zwanglosem Gange fort bis zu dem im sechzehnten Abschnitt des „Laokoön“ erreichten, einen weiten Ausblick eröffnenden Höhepunkt. Ihn bezeichnen die folgenden Sätze Lessings:

„Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel und Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artifizirte Töne in der Zeit: wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen: so können nebeneinander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, aufeinander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen.

„Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

„Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie . . .

„Die Malerei kann in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen winzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

„Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.“

Durch nähere Erläuterung und durch Beispiele aus dem Altertum und der neueren Dichtung wurden diese scharfsinnig abgeleiteten, doch nicht unbedingt richtigen Sätze in den folgenden Abschnitten des ersten Teils näher begründet und erläutert. Geschick gab Lessing vor, daß gerade, als er sich dem Schlusse des ersten Teils näherte, Winkelmanns großes Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst des Altertums“ erschienen und er dadurch bewogen worden wäre, hier vorläufig abzugeben.

So stellte der „Laokoön“ ein Bruchstück dar, aber doch nach Herders Worten ein Werk, an welchem die drei Guldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen.

Ohne Zweifel gebührte dem Verfasser dieses Werkes eine der ersten Stellen, die in Deutschland für Kunstgelehrte zu vergeben waren. Aber Lessing stand müßig am Markte und niemand wollte ihn dingen. Der reichbediene Wohlstand der Breslauer Jahre war in Berlin schnell verfliegen, die stattliche Bibliothek, die wertvollste Ervingenschaft jener Zeit, mußte verkauft werden, und keine Aussicht auf gesicherten Erwerb wollte



☒ Voltaire. Nach der Zeichnung von L. B. Tenon gestochen von J. G. Haide (Zu Seite 5) ☒

sich bieten. Da kam im November 1766 ein Auerbieten, daß Lessing für eine Reihe von Jahren ein ruhiges Leben, eine seinen Wünschen entsprechende Tätigkeit in Aussicht stellte. In Hamburg, der großen theaterliebenden Handelsstadt, hatte sich eine Gesellschaft von Kaufleuten zusammengetan, um ein deutsches „National-Theater“ aufzurichten, eine Bühne, die mit dem Aufwand großer Mittel hohe künstlerische Ziele, eine Reform des gesamten Schauspielwesens anstreben wollte. Die eigentliche Seele dieses Unternehmens war der Schriftsteller Johann Friedrich Löwen. Er untergrub geschickt die Stellung des Direktors Ackermann, der erst 1765 am Gänsemarkt in Hamburg ein neues stattliches Schauspielhaus erbaut hatte, die Gesellschaft mietete dieses von Fasnacht 1767 an und nahm die Truppe Ackermanns in Sold.

In Lessing, dem angesehensten Dramatiker und kritiker deutscher Zunge, gedachte Löwen dem National-Theater die feste Stütze zu gewinnen. Als Theaterdichter sollte Lessing die neue Hamburger Bühne



Die „Baumannshöhle“.

Weinfeller in der Brüdertstraße zu Berlin, in dem Lessing oft
im Freundeskreise weilte, jetzt abgerissen (Zu Seite 8)

mit wertvollen Stücken versorgen, sein Name sollte ihr zum glänzenden Schild dienen. Lessings Schaffensweise verbot ihm, sich zur regelmäßigen Lieferung dramatischer Dichtungen zu verpflichten; nur als „Konsulent“, in der unbestimmten Funktion eines angestellten Beraters, trat er in den Dienst des Hamburger Unternehmens. Durch die neue Berührung mit dem Theater angefeuert, wandte er sich nun einem seiner jüngsten dramatischen Pläne zu und vollendete im Winter 1766 auf 1767 seine „Minna von Barnhelm“. Sie erschien zu Ostern 1767, etwa gleich-

zeitig mit der Übersiedlung Lessings nach Hamburg.

Auf dem Titelblatt der Minna von Barnhelm lesen wir die Worte „Verfertigt im Jahre 1763“. Das Friedensjahr hat die frohe, noch von dem Ernst des langen Kampfes beschattete Stimmung aufkeimen lassen, aus der der Grundgedanke dieses Meisterlustspiels entsprang. Aber erst 1764 ist es an einem heiteren Frühlingmorgen in Breslau entworfen und im folgenden Sommer begonnen worden. Als Lessing damals erkrankte, brante er vor Begierde, die letzte Hand daran zu legen. Er fühlte, daß er damit alle seine früheren dramatischen Werke übertreffen würde.

Zwar blieb der Rahmen der des französischen Gesellschafts Lustspiels, und die Erfindung entlehnte aus diesem und dem verwandten englischen Lustspiel der Restaurationszeit ihre wesentlichen Linien. Der Geist jedoch, den Lessing in diese alten Formen goß, war ganz neu und ganz deutsch. Das Soldatenglück, auf das der Untertitel hindeutete, bestand nicht im Gewinn einer reichen Erbin, nicht einmal in der Behauptung der Offizierschre oder irgend einem anderen persönlichen Vorteil, -- das Glück, welches dem Major von Tellheim

erblühte, bedeutete den Sieg über sich selbst, über Standesvorurteile und drohende Verbitterung. Der enge Umkreis der bürgerlichen Komödie weitete sich zu dem Bilde der deutschen Welt, noch immer zerklüftet durch die großen Gegensätze des endlosen Krieges, aber schon überstrahlt von neu aufdämmerndem vaterländischen Gemeinempfinden, von dem durch Friedrichs Taten wiedererweckten stolzen Bewußtsein, ein Deutscher zu sein.

Die unvergleichliche Wärme, die „Minna von Barnhelm“ auch heute noch atmet, stammt zum großen Teil aus diesem Empfinden, zum andern aus der Freude, der heiteren Lebenszuversicht des Dichters. Sie verkörpert sich in dem sächsischen Fräulein, das sein Spiel gegen den Starrsinn des preußischen Majors durch alle Fährnisse so siegesgewiß lenkt. Ihr klarer Verstand, ihre sichere Haltung und ihre Lust an der Intrige lassen vielleicht das Gemüt nicht ganz zu seinem Rechte kommen, zumal am Schlusse, wenn Minna die für Tellheim und sie beglückende Lösung länger als nötig verzögert. In dieser Stelle hat Lessing der eigenen Freude am langsamen Entwirren der Fäden und dem Streben nach einer äußeren Gerechtigkeit, die Tellheims Starrsinn gebührend strafen sollte, nachgegeben.

Im übrigen ist die Handlung mit wahrer Meisterschaft geführt. Die beiden ersten Akte schildern Tellheims verzweifelte Lage und das gewagte Unternehmen des Fräuleins, das sich den Geliebten um jeden Preis eringen will. In seinem soldatischen Ehrgefühl scheint dem Gelingen ihrer Absicht ein unüberwindliches Hindernis entgegenzustehen. Minna findet das Mittel, diesen

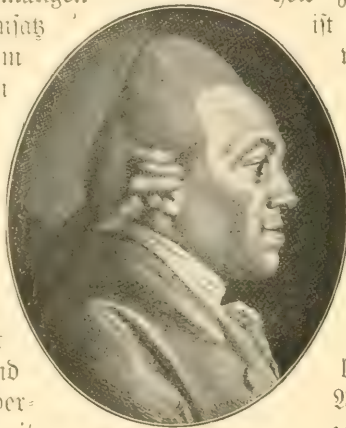


↑
 Lessings Wohnung beim zweiten Aufenthalt in Berlin (1752—1755),
 Nikolaitirchhof 10, jetzt umgebaut (Zu Seite 8)

Stein aus dem Wege zu räumen, indem sie sich als enterbt und verstoßen ausgibt. Dadurch tritt für Tellheim vor das selbstische Ehrgefühl, dem er bis dahin allein Gehorsam zu schulden glaubte, das höhere Gefühl der Pflicht gegen das Mädchen, das um seinetwillen, wie er meint, unglücklich geworden ist.

Um zu diesem neuen, höheren Standpunkt sich aufschwingen zu können, mußte Tellheim von vornherein anders beschaffen sein als die große Menge der damaligen

Offiziere. Im Gegensatz zu diesen sieht er im Kriegshandwerk keinen dauernden Beruf. Er, der kein Preuße, sondern ein Aurländer ist, trat unter die Fahnen Friedrichs aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stand eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Mähte und Entschlossenpreußische Offiziere einzelne Züge für dieses Bild hergegeben haben.



Christoph Friedrich Nicolai.
Gezeichnet von Daniel Chodowiecki, gestochen von Christian Gottlieb Seyfer (Zu Seite 12)

heit zu lernen. Aber nun ist sein ganzer Ehrgeiz wieder einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein. So hätte am Ende des Krieges auch der Major Ewald von Aleist, der teuerste Freund Lessings, gedacht, wäre ihm nicht der Heldentod beschieden gewesen. Sein Abbild erkannte schon die zeitgenössische Kritik in dem Charakter des Majors von Tellheim, mögen auch ein paar andere

Von einem preussischen General, der durch Mut und Tüchtigkeit aus dem unteren Soldatenstande emporgestiegen war, empfing der prächtige Wachtmeister Werner seinen Namen. Im Gegensatz zu seinem angebeteten Major möchte Werner am liebsten gleich wieder in den Krieg ziehen und ebenso ist der biedere pudeltreue Just Soldat mit Leib und Seele.

Von diesen drei, trefflich abgestuften Vertretern des Kriegerstandes hebt sich um so schärfer der neugierige, im Dienste der Polizei spionierende Witt und der verklumpte französische Spieler Riccaut de la Marlinière ab. Beide sind von Lessing ohne Vorgänger auf die Bühne gestellt und später oft nachgeahmt worden. Besonders Riccaut erweist sich bei jeder Aufführung als eine der wirksamsten Episodengestalten mit seinem gebrochenen französisch-Deutschem, seiner heruntergekommenen Eleganz und seiner freien Gewandtheit. Man möchte ihn nicht missen, obwohl er für den Verlauf der Handlung entbehrlich ist und durch sein Auftreten nur ihren Stillstand im vierten Aufzuge geschickt verhüllt.

Am werblichsten Nebengestalten weist die „Wänna“, abgesehen von der nur in einer Scene erscheinenden Dame in Trauer, lediglich Franziska

auf. Diese reizende, schlagfertige und anmutige Dienerin hat die Kammerkätzin der früheren Lustspiele beerbt. Durch einen einzigen Meißterzug hat Lessing sie über alle ihre Vorgängerinnen hinauszubeben gewußt. Franziska ist nicht so sehr der Diensthote wie die Freundin ihrer Herrin, weil sie als ehrfame Müllerstochter mit dieser zusammen erzogen worden ist. So wird mit einem Schlage die Vertraulichkeit zwischen beiden und die Keckheit Franziskas erklärt und entschuldigt. Hat sie doch „alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat“.

Indem aus der künfternen ungebildeten Jose der früheren Lustspiele ein solches feiner empfindendes Geschöpf wurde, konnte Lessing es auch wagen, sie mit dem ehrenwerten, aufopfernden Werner zu jenem zweiten Liebespaar zu verbinden, das nach dem Gebrauch der Komödie dem vornehmeren zur Folie dient. Die ausgedehnte Nebenhandlung dieser beiden herzerfreuenden Gestalten erhält dadurch ihren Inhalt, daß auch hier männlicher Stolz von weiblicher Liebeshwürdigkeit überwunden werden muß.

Jede einigermaßen entsprechende Darstellung der „Minna von Barnhelm“ bereitet noch den heutigen Zuschauern einen heiteren Genuß hoher Art. Man kann

es sich schwer vorstellen, daß dieses nie wieder erreichte Lustspiel bei der ersten Aufführung in Hamburg am 30. September 1767 nur geringen Beifall fand. Erst in Leipzig einige Wochen später und vor allem in Berlin errang die „Minna“ jene Beliebtheit, die ihr dann allenthalben und für alle Zeit zuteil wurde. Zahlreiche andere Soldatenstücke folgten, doch keines kam ihr nahe, und ebensowenig erreichte irgend ein deutsches heiteres Drama ihre technische Vollendung.

Lessing hat sich durch den Erfolg nicht



Moses Mendelssohn. Egemälde nach dem Leben von Johann Christoph Frisch, im Besitz von Professor Albrecht Mendelssohn-Bartholdy in Würzburg (Zu Seite 12)

zu einem weiteren Versuch auf dem Gebiete des Lustspiels verlocken lassen. Vielleicht wären der „Mima von Barthelm“ Nachfolger aus seiner Feder erwachsen, hätte nicht der schnelle Zusammenbruch des Hamburger Unternehmens seine neuerwachte Schaffenslust für das Theater so gleich wieder gelähmt.

Die nahe Beziehung zu einer Bühne, die das Beste leisten sollte, was deutsche Schauspielkunst damals vermochte, hatte Lessing nach Hamburg gezogen. Als Kritiker wollte er dazu mitwirken, die Leiter des Unternehmens, die Darsteller und das Publikum auf den richtigen Standpunkt zu stellen. Löwen, der eigentliche Direktor des Hamburger National-Theaters, hatte schon zuvor über die dortigen Schauspiel-Vorstellungen die ersten regelmäßigen Theaterkritiken in deutscher Sprache veröffentlicht. Möglich, daß dadurch der Gedanke der „Hamburgischen Dramaturgie“ angeregt wurde, die, von Lessing allein verfaßt, zweimal wöchentlich erscheinen und, wie es in der Ankündigung hieß, jeden Schritt begleiten sollte, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers hier tun werde.

Diese Ankündigung erschien am 22. April 1767, dem Tage der Eröffnung des neuen Unternehmens. Scheinbar umfaßt die Dramaturgie, wenn wir auf die Daten der einzelnen Nummern blicken, gerade einen Jahrgang von 104 Stücken. In Wahrheit jedoch hat das regelmäßige Erscheinen nur bis zum 18. August gewährt und der Schluß mit 20 zugleich erscheinenden Nummern kam erst zwei Jahre nach dem Beginn heraus.

Innerhalb dieses Zeitraums hatte sich die Voraussetzung der Zeitschrift völlig verschoben. Sie war selbstverständlich davon ausgegangen, daß dem National Theater eine ständige, innerlich und äußerlich erfolgreiche Wirksamkeit in Hamburg beschieden sein werde. Aber sehr schnell kam es aus Mangel an fester Führung der Geschäfte und an Einnahmen zum Zusammenbruch. Französische Schauspieler fanden höhere Gunst als die deutschen, und diese gingen vom Dezember 1767 bis zum Mai 1768 nach Hannover. Als sie wieder in Hamburg eintrafen, „wo eine Legion Gläubiger ihrer wartete“, blieben die Einnahmen ebenso ungenügend, und am 25. November 1768 schloß das National-Theater seine Tätigkeit. Der frühere Direktor Ackermann übernahm das Gebäude von neuem und vermied klug die großen künstlerischen Versprechungen. Eine Anzahl der besten Schauspieler des National Theaters schloß sich zu einer Wandertruppe zusammen. In Weimar, am Hofe der Herzogin Anna Amalia, fanden sie eine dauernde, sichere Tätigkeit, dann in Gotha, wo der erste große Meister deutscher Schauspielkunst, Conrad Ekhof, vor seinem Tode noch eine Reihe begabter Schüler ausbilden konnte. Diese wurden dann die Hauptstützen des im Jahre 1779 begründeten Mannheimer National Theaters, das den lähnen Jugendentwerfen Schillers die

erste Stätte gewährte. Ihrem Realismus entsprach der von Hamburg herstammende, allem pathetischen Schönrednertum feindliche Darstellungsstil, den Ekhof's Schüler Ifland später auf die Berliner Bühne verpflanzte, wo er bis zur Gegenwart fortlebt.

Die Grundlinien dieser realistischen Schauspielkunst hat Lessing in den ersten 25 Stücken der „Hamburgischen Dramaturgie“ gezogen. Hier brauchte er nicht, wie im „Laokoon“, mangelnde Anschauung durch Ergebnisse seines Kunstsinns zu ersetzen und zu ergänzen. Er brauchte nur mit seinem feinen Empfinden die Regeln der Kunst aus dem abzuleiten, was der größte lebende Schauspieler, Conrad Ekhof, ihm zeigte, wenn er die verschiedensten Rollen mit der gleichen Bescheidenheit der Natur verkörperte. Besser sind Schauspielerleistungen niemals in deutscher Sprache ge-



Ewald Christian von Kleist Nach einem Stich von Christian Frisch (Zu Seite 14)

schildert worden, als die leider nur wenigen, die uns die Hamburgische Dramaturgie für immer aufbewahrt hat. Die Empfindlichkeit einiger Künstler, die jeden noch so leisen Einwurf als Kränkung empfanden, zwang Lessing, mit dem 25. Stück auf die Beurteilung der Darsteller überhaupt zu verzichten. Damit verschwand aus der Zeitschrift dasjenige Element, das uns als das lebenskräftigste und für alle Zeiten wertvollste erscheint. Was noch übrig blieb, waren Besprechungen von schnell vergänglichem Stücken und theoretische Erörterungen über einzelne Fragen aus der Ästhetik des Dramas. Mag auch überall, wo ein Lessing das Licht seines Geistes hinstrahlen läßt, für die Mit- und Nachlebenden Belehrung zu holen sein, so war doch gerade auf dem Gebiete des Dramas die Lage einer von dauernden Grundlagen ausgehenden theoretischen Betrachtungsart damals nicht günstig.

Noch immer beherrschten den Spielplan die französischen Dramatiker und ihre deutschen Nachahmer, noch immer galt der Glaube, daß in der

französischen Tragödie und dem französischen Lustspiel die Technik ihre größte mögliche Höhe erreicht habe. Unter den von Lessing besprochenen ersten Dramen sind nur zwei, die nicht vollständig den französischen Stilebenen gehorchen: Lessings „Miß Sara Sampson“ und Christian Felix Weißes dieser nachgeahmte „Almalia“. Die zwei deutschen Trauerspiele höherer Art, die innerhalb des von der Dramaturgie besprochenen ersten Vierteljahrs gegeben wurden, folgten aufs gewissenhafteste den französischen Regeln und waren in Alexandrinern gedichtet. Das erste von ihnen hatte als Eröffnungsvorstellung gedient. Es hieß „Dint und Sophronia“ und bedeutete nicht mehr als die schwache Leistung eines jungverstorbenen unbedeutenden Dichters. Das zweite war Weißes „Richard III.“, in dem von der Gewalt der großen Shakespearschen Tragödie gleichen Namens nichts zu spüren ist und alles im Streben nach den gewohnten, französischen Mustern abgesehenen Effekten aufgeht.

Dieser Zustand des deutschen Dramas erklärt es, daß Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie auf keinen Gegenstand so viel Kraft und Raum verwendet hat wie auf die Bekämpfung der französischen Tragödie. Er wird dabei ungerecht. Er will nicht sehen, daß Corneille, Racine und selbst Voltaire in ihren Trauerspielen Werke von hohem Kunstwert geschaffen haben. Indem diese durch Stil und Gefühlshalt völlig dem Wesen der französischen Gesellschaft seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. entsprachen, durften sie ebenso als Gipfelpunkte der dramatischen Kunst gelten wie in ihrem nationalen Bereich die Dramen Shakespeares oder Schillers. Freilich besitzen die Dramen dieser beiden großen Dichter daneben menschliche Ewigkeitswerte, die denen der französischen Klassiker mangeln, weil die strenggebundene, aus der Kultur des Absolutismus erwachsene Lebensanschauung kein freies Walten der Leidenschaft und eines unbegrenzten rein persönlichen Denkens verstattete.

Durch solche Mängel war die französische Hofkunst gerade für das deutsche Bürgertum des 18. Jahrhunderts höchst ungeeignet. Es hatte seine Aufgabe in Deutschland erfüllt, nachdem es den Schauspielern als Schule des Anstandes, den Dichtern als Vorbild edlerer Haltung nützlich geworden war. Lessing kürzte durch seinen Kampf in der Dramaturgie den ohnehin bereits begommenen, durch ihn selbst gewonnenen Prozeß ab, der die klassische französische Tragödie und ihre deutschen Nachahmer für immer zum Scheiden von unserer Bühne verurteilte. Vergebens haben am Schlusse des Jahrhunderts unsere beiden größten Dichter gemeinsam einen letzten Versuch unternommen, die Werke Voltaires wieder zu beleben. In welcher Absicht das geschah, kann man in jeder Ausgabe von Schillers Werken in dem Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“, lesen.

Daß uns, wie es dort heißt, der Franke kein Muster werden darf, daß aus seiner Kunst kein lebendiger Geist spricht, hat Lessing zuerst



Joh. Wilh. Ludwig Gleim. Nach dem Gemälde von
H. Ramberg im Freundschaftstempel zu Halberstadt
(zu Seite 16)

durch den 17. Literaturbrief, dann durch die höchst gründliche Beweisführung der Dramaturgie den Deutschen zum Bewußtsein gebracht. An der ersten Stelle hatte er zugleich auf Shakespeare und die älteren deutschen Dramen als Wegweiser zu einer neuen Bühnenkunst großen Stils hingedeutet. Jetzt vermied er das. Er sprach von Shakespeare als dem Unnachahmlichen, er pries ihn; doch er warnte zugleich davor, mit den französischen Regeln nun alle Regeln für das Drama fortzuwerfen, weil er meinte, unsere Dichter bedürften vorläufig noch der Krücken, um gehen zu können. Er sah den Sturm heraufziehen, der vier Jahre später mit dem Erscheinen von Goethes „Götz von Berlichingen“ losbrach, und wollte

ihn beschwören. Als Mittel dazu sollte das richtige Verständnis der von Aristoteles aufgestellten Gesetze dienen, die Lessing für ebenso unverbrüchlich wie die Elemente des Euklid, d. h. die Gesetze des mathematischen Denkens, hielt. Die scharfsinnigen und in aller Breite ausgeführten Betrachtungen und Beweise Lessings haben den rechten Sinn der aristotelischen Wesensbestimmung der Tragödie nicht getroffen. Von vornherein stand einer unbefangenen Erfassung ihres Sinnes Lessings eigene praktische Tätigkeit für das Drama im Wege. Er wollte, daß durch das Trauerspiel auf deutsche bürgerliche Menschen rührend und bessernd eingewirkt würde, und er hielt die große Leidenschaft, die Entschleierung der tiefsten Abgründe der Seele für gefährlich oder mindestens für überflüssig. Deshalb sollten gewaltige Verbrecher wie Richard III. von der Bühne verbannt bleiben, trotzdem ihre mächtige Wirkung dem Bewunderer Shakespeares nicht entging.

Die Hamburgische Dramaturgie ist durch diese Tendenz um jeden positiven Einfluß auf das deutsche Drama gekommen: seine weitere Entwicklung vollzog sich, als ob Lessing sein letztes großes kritisches Werk, sein Testament für unsere Bühne, nicht geschrieben hätte. Zwar er selbst lieferte 1772 in der „Emilia Galotti“ die Probe auf das Exempel

der Dramaturgie, und dieses technische Meisterstück belehrte die Jüngeren mannigfach; aber sie wollten von jenem Trauerspiel nichts mehr wissen, dessen Ziel nur mitleidige Tränen sein durften und in dem das große gewaltige Schicksal nicht waltete, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Als dann Goethe in der „Iphigenie“, Schiller im „Wallenstein“ einen neuen Bund der deutschen und der griechischen Muse schlossen, da blickten sie dankbar auf Lessing zurück, ohne freilich auf dem gleichen Pfade zu dem von ihm gesuchten Gipfel zu gelangen.

Die beiden Großen meinten ohne Zweifel unter den hohen geistigen Leistungen des toten Lessings vor allem die Hamburgische Dramaturgie.

Bei Lebzeiten hat er gerade an diesem Werke wenig Freude erlebt. Abgesehen davon, daß es durch die Ungunst der Verhältnisse seinem eigentlichen Zwecke entfremdet wurde, raubten die Nachdrucker den geringen Ertrag, den Lessing davon umsomehr erhoffte, da er jetzt selbst unter die Buchhändler gegangen war. Gemeinsam mit seinem alten Bekannten Bode suchte er für sich und die anderen Schriftsteller durch Selbstverlag den Gewinn, der sonst in die Tasche des Verlegers floß, einzuheimsen; doch mangelnder Geschäftssinn und der berechtigte Widerstand der Buchhändler machten das Unternehmen verunglücken. Lessing brockte dabei nicht nur sein ganzes Vermögen ein, er geriet auch in Schulden, die ihn den Rest seines Lebens nicht mehr zu freiem Atmen kommen ließen.



*Non Polyhymnia
Carborum refugit tendere barbiton.*

Karl Wilhelm Ramler und die Muse. Gez. von Christian Bernhard Bode, gest. von Eberhard Siegfried Henne. Vom Titel des I. Bandes von Ramlers „Poetischen Werken“, Berlin, 1800 (Zu Seite 17)

In Hamburg freilich drückten ihn die Sorgen nicht. Hier verkehrte er mit einem größeren und mannigfaltigeren Kreis als sonst irgendwo. Wissenschaftliche Gemeinschaft führte ihn in freundschaftlichem Verkehr mit dem Hauptpastor Johann Melchior Goeze zusammen, der 10 Jahre später Lessings grimmigster Feind werden sollte, und ebenso mit dem liberalen Pastor Alberti; heitere Geselligkeit pflog er mit einer Reihe von Kaufleuten und Gelehrten.

Zwei Frauen waren unter diesen Hamburger Bekannten, die einzigen, von denen wir wissen, daß sie auf Lessings Seele tiefer eingewirkt haben. In Lessings Jugendgeschichte hören wir neben der unbedeutenden Mutter und der kleinlichen, unliebenswürdigen Schwester nur von der Schauspielerin Lorenz, die dem Leipziger Studenten nähergestanden haben soll. Der späteren Zeit in Berlin, Leipzig, Breslau mangelt jede Kunde von irgend einer innigeren Beziehung zu Frauen, so daß wir uns Lessing immer nur von Männern umgeben vorstellen können. Wie sollte man aber daran zweifeln, daß der Schöpfer so mancher lebensvoller, zarter und kraftvoller weiblicher Bühnengestalten nicht tiefere Blicke in das Herz der Frau getan habe, schon ehe jene beiden Hamburger Beziehungen begannen, von denen uns allein ausführlichere Zeugnisse berichten?

Unter den Hamburger Kaufleuten trat der Seidenhändler König ihm am nächsten. Sie wurden Freunde. Als König, der ausgedehnte Geschäfte betrieb und in Wien eine Fabrik errichtet hatte, eine große Reise nach dem Süden antreten mußte, betraute er Lessing mit dem Schutze seiner Familie. Der rüstige Mann starb im Januar 1770 in Venedig, und nun blieb der Witwe Eva König die schwierige Aufgabe, neben der Erziehung ihrer Kinder, deren jüngstes Lessings Patenkind war, das durch den plötzlichen Tod des Gatten gefährdete Vermögen zu retten. Lessing sah die Tüchtigkeit, die seelische und geistige Kraft der ungewöhnlichen Frau. Sie hatte wohl früher schon sein ganzes Herz gewonnen. Nun, da sie frei geworden war, reifte bei ihm der Entschluß, sich mit ihr für immer zu verbinden. Um Evas Willen blieb er schließlich länger in Hamburg als er eigentlich verantworten konnte, und dann hielt ihn ein jahrelanger Briefwechsel, der menschlich anziehendste unter allen, die er geführt hat, in ständiger Gemeinschaft mit der geliebten Frau. Bis diese in unermüdlicher Tätigkeit alles Vorgesetzte vollbracht hatte und nun frei dem Manne ihrer Wahl als würdige Genossin die Hand reichen konnte.

Vielleicht wäre die zweite weibliche Gestalt, die sich Lessing in Hamburg als Freundin für den Rest seines Daseins verband, an geistiger Kraft ihm noch ebenbürtiger gewesen. Von dem hervorragendsten damals lebenden Gelehrten Hamburgs, Hermann Samuel Reimarus, war Lessing freundlich aufgenommen worden, ehe jener am 1. März 1768 das Zeitliche segnete. Bei ihm hauste der Sohn, ein tüchtiger Arzt, und die

Tochter Elise Reimarus, eine Dreißigerin von männlichem Verstand, durchdringendem Urtheil, umfassender Bildung und leidenschaftlicher Wahrheitsliebe, alles Eigenschaften, durch die Elise zur Mitstreiterin in dem größten Kampfe, den Lessing auszufechten hatte, berufen war.

Wie eine leichte Vorübung zu diesem großen geistigen Waffengange erscheint der heitere Krieg gegen den Geheimrath und Professor Klog in den Jahren 1768 und 1769.

Christian Klog, ein Landsmann Lessings, war in sehr jungen Jahren zu hohen Ehren gelangt, dank einer oberflächlichen wissenschaftlichen Schriftstellerei, mehr noch aber durch Freieren und Schmeicheln. Bald mußten sich andere vor ihm hücken; denn Klog hatte es verstanden, sich weiten Einfluß und einen Kreis ergebener Anhänger zu verschaffen. Wußte er doch durch den An-



General Bogislav von Tauentzien. Nach einem zeitgenössischen Stich (Zu Seite 18)

rechte Angriffe. Lessing wehrte sich dagegen in den „Brieffen antiquarischen Inhalts“. Sie erschienen anfangs in einer Hamburger Zeitung, dann, als Lessing von der Verteidigung zum Angriff überging, wurde daraus ein zweibändiges Buch. Der Inhalt hat heute kaum noch irgend ein sachliches Interesse: aber solange wissenschaftliche Ehrlichkeit gegen Strebertum, Klidenweisen und Verleumdung zu kämpfen hat, werden die ersten und die letzten der antiquarischen Brieffe Lessings als Muster einer im hohen Stil geführten Polemik bewundert und nachgeahmt werden.

Hier finden wir alle Vorzüge seiner Schreibweise die jetzt erst zu völliger Reife gelangte, beisammen: die schlagende Schärfe und Ge-

schein gründlicher Gelehrsamkeit auch Männern wie Lessing und Herder lobende Worte zu entlocken. Dem Berliner Kreise, mit dem Lessing noch durch Freundschaft, wenn auch nicht mehr in übereinstimmender Gesinnung verbunden war, kündigte Klog Anfang 1768 Krieg an, und als er zu Ostern eine neue Schrift aus dem Gebiete der antiken Kunswissenschaft erscheinen ließ, erfuhr darin der „Laokoon“ unbe-

schmeideigkeit des Ausdrucks, die unmittelbar dem gesprochenen Wort in Tonfall und Sprungkraft der Worte abgelauichte Sprache, die wunder-vollen breitausgeführten und doch niemals um ihrer selbst willen da-
stehenden Gleichnisse. Als das Beispiel eines solchen sei die Stelle an-
geführt, an der Lessing den Kampf Alogens gegen die Berliner und
gegen ihn selbst als angeblichen Führer der Berliner bespottet. Sie
zeichnet ohne ausdrücklichen Hinweis den traurigen Helden für jeden er-
kennbar als einen neuen Don Quixote:

„Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden
Mittertaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser
Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich
nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Plage, ganz
außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu nie-
manden und helfe niemanden und lasse mir von niemanden helfen.
Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab,
es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde
sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich
nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe
brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können da-
zwischen hinschwärmen; aber mutwillige Buben müssen nicht alle Augen-
blicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand
hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt.
Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zu-
zuschreiben; auch kann ich ihn nicht sanfter niedersehen, als er fällt.“

Prächtig und beherzigenswert ist auch die Tonleiter die am Schlusse
für die Kritik aufgestellt wird; „Gelinde und schmeichelnd gegen den An-
fänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den
Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den
Prahler; und so bitter als möglich gegen den Rabalenmacher.“

Wie ein sanftes Nachspiel zu dem kräftigen männlichen Angriff, durch
den Alog irretbar von seinem angemasteten Thronsiß herabgeschleudert
ward, erscheint die demselben Streit entsprossene kleine Schrift Lessings:
„Wie die Alten den Tod gebildet“ aus dem Sommer 1769. Die christ-
liche Gräbertkunst stellte damals noch allenthalben auf die Ruhestätten
der Hingeshiedenen das trostlose Gerippe als Abbild des Todes. Man
glaubte, daß auch auf den Gräbern der Alten dieses häßliche Skelett dar-
gestellt worden sei; noch Winkelmann hatte das angenommen. Lessing
zeigte, daß für die Griechen der Genius mit der umgekehrten Fackel, der
Bruder des Schlafes, das Symbol des Todes gewesen sei, und er schlug
vor, dieses auch auf die christlichen Gräber zu setzen. Mit Freude
stimmten die Mitlebenden zu. Als Goethe später in „Dichtung und
Wahrheit“ von dem Einfluß der Kunstschriften Lessings auf seine Jugend
berichtete, jagte er: „Am meisten entzückte uns die Schönheit jenes Ge-



Goethe. Gemälde (etwa vom Jahre 1769) von Joh. Heinr. Tischbein d. Ä.
Im Besitz der Nationalgalerie zu Berlin

dankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlags anerkannt und beide, wie es Menächen (Zwillingsgestalten) geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen.“ Und in den „Göttern Griechenlands“ rief Schiller aus:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senk' ein Genius.“

Nochte auch Lessings Annahme, die Alten hätten den Tod nur als Genius dargestellt, nicht zutreffen, so wurde dadurch der schöne, fruchtbare Gedanke der kleinen Schrift nicht geschädigt. Ihr Verfasser stand im deutschen Geistesleben am Ende der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts als der stärkste und feinste kritische Geist an erster Stelle. Alopstoc und Herder, die beiden einzigen Ebenbürtigen, suchten ihn in Hamburg auf und schenkten ihm ihre Freundschaft; die Jugend blickte zu ihm empor als zu ihrem verehrten Vorbild. Nur bei denen, die Ehren und Ämter zu vergeben hatten, fand der erste Schriftsteller deutscher Zunge keine Gunst, weil er die Wege nicht gehen konnte, die den Kleinen zum mühseligen kriechenden Aufstieg dienten.

Winkelman war durch die Gunst des Schicksals solche unwürdige Mühe erspart geblieben. Er hatte die Höhe des Lebens und der gesellschaftlichen Stellung erreicht, als er am 8. Juni 1768 in Triest das Opfer eines Raubmörders wurde. Lessing dachte daran, in Italien an die freigewordene Stelle zu treten, aber er wollte nicht die Gunst mächtiger Kardinalö suchen, wie es Winkelman getan hatte. Er wollte alles, was er besaß, zu Geld machen und rechnete darauf,

mit 300 Talern ein Jahr in Rom zu leben. „Wenn das alle ist,“ schrieb er an Nicolai, „nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß betteln lassen, als in Deutschland.“ Im Juni 1769 wollte er abreisen und über Wien gehen, wo Josef II. wie man irrtümlich meinte, mit dem Plan einer Akademie für die ersten Schriftsteller umging.

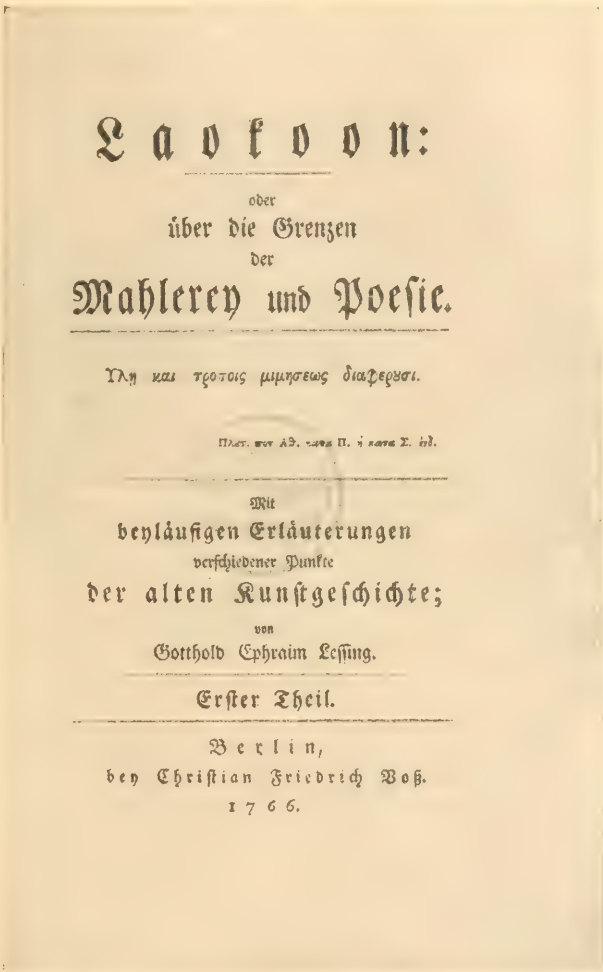
Vergebens wartete Lessing auf eine Nachricht über diese neue Einrichtung, die ihm in erster Linie etwas zu versprechen schien. Da kam durch den Dichter



Joh. Joachim Winckelmann. Nach dem Gemälde von Angelika Kaufmann gestochen von Hs. Rudolf Nahn (Zu Seite 22)

Ebert in Braunschweig das Anerbieten des dortigen Erbprinzen, der für seinen Vater die Regierung führte: Lesung solle Bibliothekar der großen Bücherammlung des Braunschweigischen Herzogshauses in Wolfenbüttel werden. Wenn aus der Reise nach Italien noch etwas würde, so könnte er nach einem Jahre den Urlaub dazu erhalten und seiner geistigen Freiheit war er, bei den stets bewährten Gesinnungen des Braunschweigischen Fürstenhauses gewiß. Es bedurfte nur seines Kommen, um die nöthigen Abmachungen zu treffen.

Im November hatte er sich in Hamburg von Schulden und persönlichen Beziehungen, die ihn fesselten, soweit freigemacht, um reisen zu können. Er wurde mit allem Wohlwollen aufgenommen, man gewährte ihm, neben freier Wohnung, die nicht unansehnliche Summe von 600 Talern jährlich. So entschloß er sich, das Amt, das erste und letzte seines Lebens nach der mehr freundschaftlichen Stellung bei Taentzien, anzunehmen. Noch eine Reihe von Monaten mußte seine „verlobte Braut“ die Wolfenbüttler Bibliothek und der Erbprinz, der ungeduldig Lessings Kommen erwartete, seiner harren. Endlich am 17. April 1770 konnte er



Titelseite der ersten Auflage von Lessings Laokoon. Nach dem Abzug der Staatsbibliothek in Berlin (zu Seite 21)

Hamburg und Eva König Lebewohl sagen und am 4. Mai zog er in Wolfenbüttel, seiner letzten irdischen Wohnstätte, ein.

Zum verwünschten Schloß.

Großstadtmenschen sind nicht nur diejenigen, deren Wiege von einem der gewaltigen Häusermeere umbrandet wurde. Nicht einmal braucht ein größerer Teil ihres äußeren Lebens an einer der Stellen verfloßen zu sein, wo die Tausende zusammenströmen. Was den Großstadtmenschen kennzeichnet, das ist der Hunger nach Bewegung, nach mannigfaltigen kraftvollen Eindrücken für Auge und Ohr, nach geistigem und geselligem Verkehr. Solche Großstadtmenschen waren Schiller und Hebbel, keiner vielleicht mehr als Lessing. Und nun saß er in einem kleinen Landstädtchen, angewiesen auf sich allein und hauste in der alten Residenz der Braunschweigischen Herzöge, seinem „verwünschten Schloß“, seiner „Burg“, allein in dem mächtigen alten Bau, der verlassen stand, seit 1754 der regierende Herzog Karl den Hof dauernd nach Braunschweig verlegt hatte.

Dort, in der nahen Hauptstadt, fand Lessing freilich eine beträchtliche Zahl wertvoller neuer Freunde, mit denen er bei Tee und Punsch die heitere Geselligkeit der Breslauer Jahre erneuern konnte. Da waren die Professoren am Carolinum, die einst in Leipzig, während Lessing dort studierte, die „Bremer Beiträge“ herausgegeben hatten und noch immer an allen literarischen Dingen regen Anteil nahmen: Gärtner und Ebert, Conrad Arnold Schmid und Zachariä, neben ihnen der Shakespeare-Bearbeiter Eschenburg und der Kammerherr von Kunksch. Bald hatte Lessing am Agidienmarke in Braunschweig sein ständiges Quartier und floh dorthin, wenn ihm der Bücherstaub allzu dick auf der Seele lag.

Zwar sollte er nach dem Willen des Erbprinzen durch seine Amtspflichten nicht belastet werden und selten genug wurden die Wolfenbütteler Bücherschätze von Einheimischen gelesen und genutzt. Doch Lessing selbst konnte unter diesen Reichtümern nicht weilen, ohne mit unablässiger Arbeit aus den Bergen ungeprüften Stoffes das Gold wissenschaftlicher Erkenntnisse zu münzen. Als er wenige Monate dort weilte, schrieb ein Wolfenbütteler Hofrat in sein Tagebuch: „Heute traf ich Lessingen auf dem Weghause. Wir waren einige Stunden beisammen. Ist das ein Mann! Ich bewundere nicht so sehr die Tiefe seines Wissens, wie die Klarheit, mit der er sich mitzuteilen weiß. . . Das wäre ein Theologus geworden! Er will eine Geschichte Luthers und der Reformation schreiben, sobald er nur Zeit dazu gewinnen kann. Ich glaube, in der Bibliothek steckt dazu so manches und Herr Lessing scheint unermüdetlich zu sein. Dieser Mann besitzt einen hocheleuchteten Geist und eine antike Seele.“



Goethe J. W. v. Goethe.

Goethe, etwa im Jahre 1766.
Gemälde von Georg Oswald May im Freundschaftsstempel des Kleinhauses zu Halberstadt.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

26. Winter Auszug

Leider nicht fertig.

(Die Lamer, die immer so fies sind!) und fieser (wie!) in mir,
aber ist Gottes und gelich) fieser ist da. Bis späte im Winter
auf, die in Lamer abzuweiden.

fieser ist. Ist kein ausreichend gut sein, irgendwas fieser.
des fieser. Myr ist die, fieser ist. Ist nicht richtig auf mich fieser.
ist nicht gut.

fieser ist. Ist nicht gut, auf mich, ist kein ausreichend des fieser ist nicht
ist nicht gut. Aber nicht fieser und nicht ausreichend fieser, auf mich
ist nicht gut.

des fieser ist nicht gut, auf mich ist nicht gut.
fieser ist. Ist nicht gut. Ist nicht gut, auf mich ist nicht gut.
ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut.
ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut.
ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut.

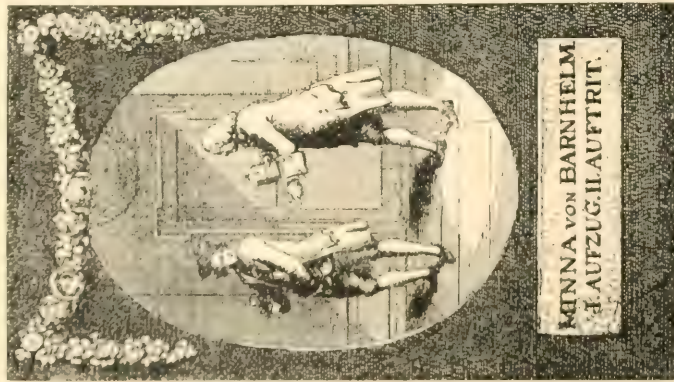
ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut.
ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut.
ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut.
ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut. Ist nicht gut.

Ein solcher Geist mußte sich von dem edlen Bau der Wolfenbüttler Bibliothek schon beim ersten Eintritt harmonisch angesprochen fühlen. Begann er nun erst die Fülle herrlich geschmückter Handschriften aus Altertum und Mittelalter, die Seltenheiten der ersten Zeiten des Buchdrucks und namentlich der Reformationszeit im einzelnen zu betrachten, so mochte er mit Recht den Herzog August von Braunschweig rühmen, der diese Sammlung in einem halben Jahrhundert unermüdet und zielbewußt gemehrt hatte und sie seinen Nachfolgern als einen „unermesslichen Schatz des ganzen Landes, auch Zierde unseres ganzen Hauses“ ans Herz legte. Diese Mahnung hatte auch die Gegenwart nicht ganz vergessen, und immer neuer Zuwachs floß herbei, während die Riesensmenge der schon vorhandenen Kostbarkeiten vergebens der Fassung durch berufene kunstgeübte Männer harnte.

Nun waltete Lessing darüber, derselbe Lessing, der einst als fünfjähriger Knabe nur mit einem großen Haufen Bücher gemalt sein wollte. Bücher waren ihm stets seit dieser Kinderzeit liebste Genossen gewesen, weil sie ihn bereicherten, sein Denken anregten, ihn Entdeckungen tun ließen, die neue Wissensgebiete erschlossen. Er war kein Bücherwurm, und er wußte genau zu unterscheiden zwischen Gelehrsamkeit, dem aus Büchern erworbenen Reichtum fremder Erfahrung, und Weisheit, der eigenen Erfahrung. „Das kleinste Kapital von dieser ist mehr wert, als Millionen von jener.“

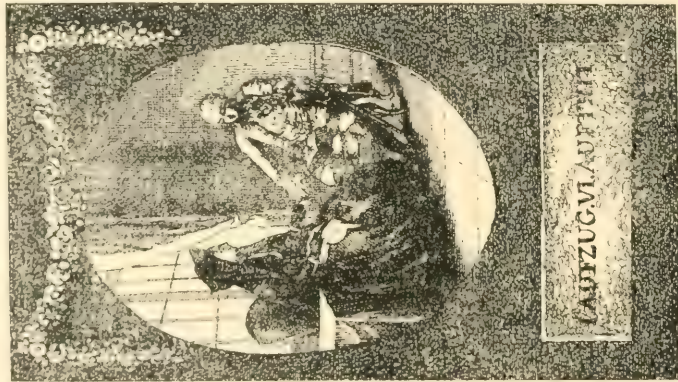
Der Selbstdenker verachtete darum nicht das von anderen gedachte. Er suchte in den Zeugnissen der Vergangenheit, die ihn umringten, in niemals geprüften alten Codices und verstaubten Truhen alles auf, was die Gegenwart noch nutzen konnte und veröffentlichte es in sechs fortlaufenden Bänden „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“. Nur wenigen Spezialforschern werden diese „Wolfenbütteler Beiträge“ jetzt noch anziehend erscheinen, wenn sie in die Tiefe mikrologischer Untersuchungen sich mit jener „Nachdacht zum Unbedeutenden“ versenken, die auch dort ihren menschlichen Reiz hat, wo der Stoff vielleicht unserer Teilnahme kaum wert erscheint. Aber wenn solche Kleinarbeit, wie es hier oft genug geschah, auf die alten Zeugnisse deutscher Dichtung und deutscher Sprache hinwies, in einer Zeit, die von der eigenen Vergangenheit noch hochmütig den Blick abwandte, oder wenn gar die frühesten Zeugen unseres Glaubens mit freiem Urteil auf ihre geschichtliche Zuverlässigkeit geprüft wurden, dann ragte solche scheinbar kleinliche gelehrte Arbeit in die Region der großen geistigen und sittlichen Leistungen hinauf.

In dieses Gefilde führte Lessing gleich die erste Entdeckung, die er in seiner neuen Werkstatt machte und von der er im Oktober 1770 durch die Schrift „Berengarius Turonensis“ Kunde gab. Ihr Gegenstand war eine bis dahin verlorene Abhandlung des Berengar von Tours, gestorben



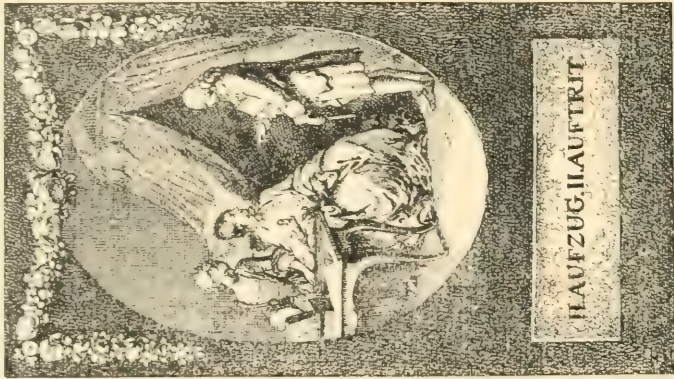
MINNA VON BARNHELM
I. AUFZUG, I. AUFTRIT.

Terz: „Ach,
Nuit!“ — „Aber Herr Terz,
Er ist doch ein Ghobler!“



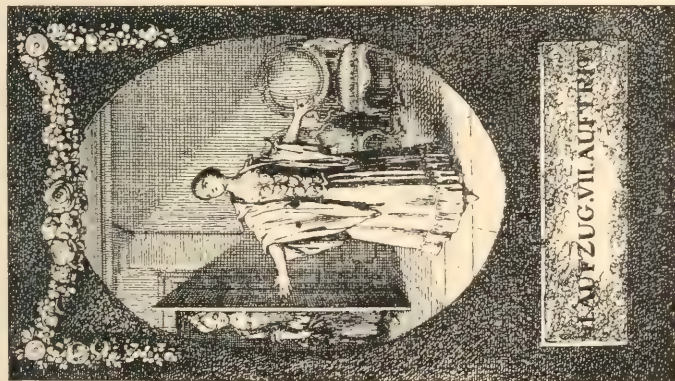
AUFZUG, VI. AUFTRIT.

Dame in Trauer und Terzheim.
Terzheim: „— Das wollten Sie, doch ich die
unersehene Waise meines Freundes beschließen!“



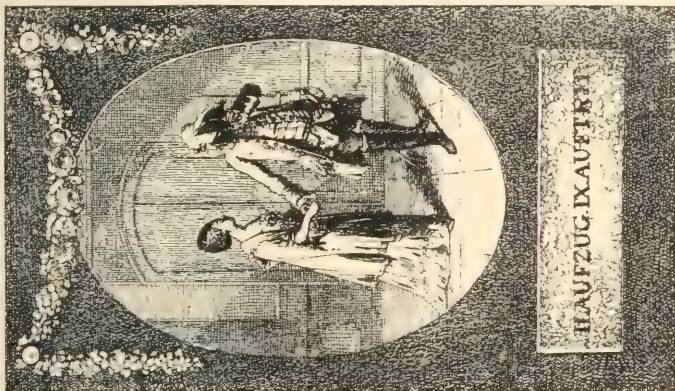
AUFZUG, II. AUFTRIT.

Minna, Terzheimska und Terz.
Minna: „So bin ich? Was bist du? Tische
Stuhl!“ —



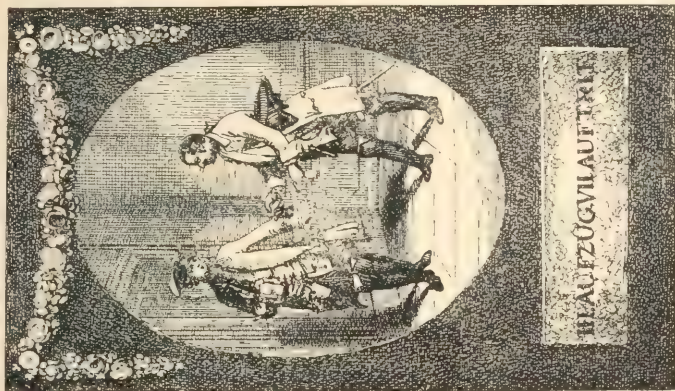
HADY ZUGVILAUFTRIE

Minna.
 Minna: — Ich hab' ihn, ich hab' ihn!
 Ich bin glücklich, und frohlich."



H AUFZUG-D AUFTRIE

Minna und Tschheim.
 Minna: — Deine Hand, lieber Vetter!"
 Tschheim: — Das ist zu viel! — Wo bin ich? —
 Lassen Sie mich, Fräulein!"



H E AUFZUGVILAUFTRIE

Tschheim zum Wachmeister Paul Werner: — Ich
 will dein Schuldner nicht sein."

⊠

⊠

(Zu Seite 26)

Minna von Barnhelm,

oder

das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen,

von

Gotthold Ephraim Lessing.



Berlin,

bey Christian Friedrich Voss.

1767.

Titelblatt der ersten Auflage von Lessings Minna von Barnhelm.
Nach dem Abzug der Staatsbibliothek in Berlin
(zu Seite 20)

1088. Er hatte an der Lehre vom Abendmahl, wie die katholische Kirche sie auffaßte, gezweifelt, und Lessing konnte nun zeigen, daß der als Ketzer Angeklagte vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Luthers von dem Abendmahle gehabt hätte, daß er ein Vorläufer der Reformation gewesen wäre. Der frühere Genosse der Berliner Aufklärer verdiente sich durch diese Schrift die Anerkennung der bekennnistreuen Theologen.

Noch dankbarer waren sie ihm, als er 1773 im ersten Stücke der „Wolfsbütteler Beiträge“ den Aufsatz „Leibniz von den ewigen Strafen“ veröffentlichte. Stolz hatte die Aufklärung den größten deutschen Philosophen der neueren Zeit als ihren Ahnherrn für sich in Anspruch genommen. Wo er sich zu orthodoxen Grundrissen bekannte, da wollte

sie nicht Ausdruck seiner inneren Überzeugung, sondern nur kluges Zurückweichen vor der herrschenden Religionspartei erkennen. Lessings Aufsatz verteidigt Leibniz gegen solche Verdächtigung seiner Wahrhaftigkeit und muß den Anlaß zugleich, um sich gegen die schwachen Vermittlungstheologen zu wenden. Lessing sagt, Leibniz habe die Ewigkeit der Höllestrafen nur deshalb behauptet, weil sie mit einer großen Wahrheit seiner Philosophie mehr übereinstimmte als die entgegengesetzte Lehre der Verteidiger der Apokatastase, d. h. der zukünftigen Wiederherstellung der Welt in den ursprünglichen Zustand, des Aufhörens aller Sündenstrafen und der Begnadigung aller Sünder, selbst des Teufels. Leibniz bekenne

sich zu der Lehre von der ewigen Verdammnis aus dem Grunde, weil alles, auch die Sünde, in der Welt seine ewigen Folgen haben müsse. Aber die Höllequalen seien nicht als rohe äußere Strafen aufzufassen, sondern als Nachgefühl der Schuld, das den guten Menschen in den Himmel begleite, wie dem bösen auch in der Hölle noch das Bewußtsein seiner besseren Eigenschaften bleibe. Das Übel fließe nach Leibniz aus dem Bösen und dessen Unendlichkeit, nicht aus der Ewigkeit Gottes, sondern aus der Unendlichkeit der Sünde.

Über diesen und so manchen anderen Abhandlungen aus den ersten Wolfenbütteler Jahren, leuchten die Worte, die Lessing im „Berenarius Turonensis“ sprach: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Mut und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren, sie klar und rund, ohne Rätsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren, und die Gaben,

Hamburgische Dramaturgie.



Erster Band.

Hamburg.

In Commission bey J. H. Crämer, in Bremen.

Titelseite der ersten Auflage des ersten Bandes von Lessings Hamburgischer Dramaturgie. (1767.) Nach dem Abzug der Staatsbibliothek in Berlin (Zu Seite 30)



Der Schauspieler Konrad Gbaf. Gemälde von Anton Graf im Museum zu Gotha (Zu Seite 30)

Belesenheit in den schwierigen Urkunden der frühesten Kirchengeschichte und die Schärfe und Milde des Denkens erwarben Lessing auch dort Beifall, wohin bis zu dieser Zeit die Anerkennung seines Schaffens kaum gedrungen war. Aus dem Journalisten, dem ersten dramatischen Dichter, dem Kunstkritiker und Dramaturgen wurde nun der Mann, der im Kampfe um die letzten Wahrheiten des Glaubens sein Herzblut hergab und aus der Region verstandes-scharfer Begriffsbestimmungen in die dunklen Abgründe der Mystik hinabstieg. Aber ehe er diesen letzten Weg antrat, wandte er sich noch einmal seinen alten Schaffensgebieten zu.

Emilia Galotti.

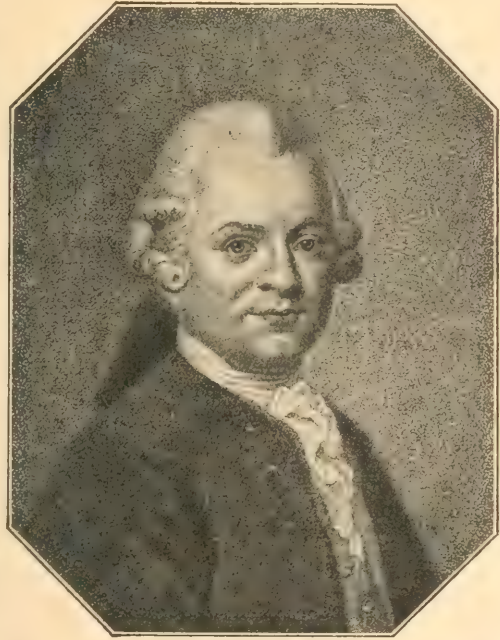
Die Hamburger Schulden bedrängten Lessing auch in der

welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrtümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je größer der Irrtum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrtum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrtum ist." Diese Gesinnung, die außerordentliche



Lessings Bruder Carl Gottlieb Lessing, Münzdirektor in Breslau. Nach einer zeitgenössischen Meißingzeichnung im Besitz von Frau Rittergutsbesitzer Maria Katho auf Hertelsau

Wolfenbütteler Zeit noch unaufhörlich. Um sich höhere Einnahmen zu verschaffen, begann er bei dem seit langem Jahren befreundeten Berliner Verleger Bohn eine neue Ausgabe seiner Jugendschriften unter dem Titel „Vermischte Schriften“. Der erste und einzige Teil, 1771 erschienen, brachte die Sinngedichte und die Lieder, an Zahl und Wert erheblich gesteigert, und eine lange neue Abhandlung „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten“. Wie in der Abhandlung über die Fabel suchte er auch hier Wesen und Grenzen eines kleinen Nebengebiets der Poesie zu bestimmen; aber die Ergeb-



Gotthold Ephraim Lessing.
Stich von Friedrich Wilhelm Bollinger

nisse sind weniger bedeutend und nicht so unanfechtbar wie dort. Von dem besten römischen Epigrammatiker Martial leitet Lessing seine Begriffsbestimmung ab: das Epigramm wolle eine Neugier erregen und befriedigen und müsse demgemäß aus zwei Teilen, Erwartung und Aufschluß, be-

stehen. Wertvoller als diese im ersten Abschnitt aufgestellte Definition sind die historischen Betrachtungen der vier folgenden. Herder hat später gezeigt, daß die scharfe Zweiteilung und die Kürze nicht notwendige Eigenschaften des Sinngedichtes bedeuten, daß neben der Überraschung, die Lessing als einzige Wirkung der kleinen Gedichte anerkannte, ihnen auch Anmut und tiefer Sinn berechtigten Reiz verleihen können. Die schönen edlen Dichtungen Schillers und Goethes und so mancher jüngeren Dichter haben dafür gezeugt; aber unsere Vorstellung vom Epigramm entspricht doch immer noch in höherem Maße der Lessings.

Ihm mochte damals, als er einsam und verbittert in Wolfenbüttel hauste, der Spottvers als die erwünschte Waffe erscheinen, die er gegen sich und die Welt fehrte. Schuf er doch gleichzeitig die einzige Gestalt seiner Dichtung die von Menschenfeindschaft nicht nur, wie Tellheim, bedroht, sondern völlig übermannt erscheint: den Grafen Appiani in der „Emilia Galotti“.



Engelbert König, der erste Gatte von Eva König. Gemälde von Georg Tesmarckes im Besitz von Minna Brüdner, Tarnstadt (zu Seite 36)

Gleichzeitig mit den „Vermischten Schriften“ versprach Lessing, als er im September 1771 in Berlin weilte, dem Verleger Bofz eine neue Ausgabe seiner Trauerspiele. Sie sollte außer den alten, „Miß Sara Sampson“ und „Philotas“, ein neues Werk bringen, das freilich in seinen Anfängen viele Jahre zurückreichte. Als Lessing 1756 in Leipzig war, hatte er sich aus der Tragödie „Virginia“ des Spaniers Montiano y Luhande eine genaue Inhaltsangabe angefertigt und ein eben erschienenenes gleichnamiges Stück

des Engländers Crips zu übersetzen begonnen. Beide behandelten einen seit der Renaissance häufig behandelten Stoff aus der frühen römischen Geschichte, den tragischen Tod der Virginia. Zur Zeit der Herrschaft der Dezembirn verlangt der mächtigste unter ihnen, Appianus Claudius, nach dem Besitz der Tochter des charakterstarken Plebejers Lucius Virginius, trotzdem sie mit dem Standesgenossen Lucius Zeilius verlobt ist. Während der Vater im Kriegslager weilt, soll Virginia, weil sie angeblich als Skavin geboren ist, in das Haus des Marcus Claudius, des ergebenen Helfershelfers des Appianus Claudius, gebracht werden. Zeilius erhebt Einspruch und Claudius muß deshalb zunächst von seinem Vorhaben abstehen und den Virginius vorladen lassen, um seine Vaterchaft zu beweisen. Zugleich sucht der Mächtige ihn im Lager festzuhalten, eine List, die durch die Geistesgegenwart des Zeilius fruchtlos bleibt, so daß Virginius am nächsten Morgen zur Verhandlung auf dem Forum erscheinen kann. Appianus Claudius läßt sich dadurch nicht einschüchtern, er spricht das Urteil, daß Virginia nicht die

Tochter ihres angehlichen Vaters sei, und befehlt dem Viktor, sie dem Marcus Claudius als ihrem rechtmäßigen Herrn zu übergeben. Virginius sieht kein Mittel mehr, sein unschuldiges Kind dem Gelüft des Gewalthabers zu entreißen. Da bittet er, daß ihm gestattet werde, noch einmal die Amme Virginias ihr gegenüberzustellen und zu befragen, tritt, scheinbar zu diesem Zwecke, seitwärts unter die das Forum umgebenden Fleischbänke, ergreift dort plötzlich ein Messer und ersticht Virginia. Diese Tat



Eva Katharina König, geb. Hahn, in zweiter Ehe mit Lessing vermählt. Gemälde von Georg Desmarées in Besitz von Minna Brüdner, Darmstadt (Zu Seite 36)

entfesselt die längst schon gährende Empörung des Volkes gegen die Dezembirn, sie werden gestürzt und die große politische Umwälzung, die Gleichberechtigung der Plebejer mit den Patriziern, vollzieht sich. Die Verzweiflungstat des Vaters, der nur die jungfräuliche Ehre seiner Tochter retten wollte, führt so zu den bedeutungsvollsten Folgen für den ganzen Staat.

Nach dem großen Erfolg der „Miß Sara Sampson“, als Lessing an dramatischen Plänen so fruchtbar war wie zu keiner anderen Zeit, stieg mit anderen Gestalten aus dem klassischen Altertum auch die Virginia vor seinem geistigen Auge auf. Die wehrlos hingemordete Jungfrau wurde unwillkürlich zu einer leidenschaftlicheren Schwester der Sara. Den deutschen bürgerlichen Tragiker zog das Menschlich-Rührende der dem Mächtigen ausgelieferten Schönheit und die starre Republikanertugend des Vaters in ihren Bann.

Als 1756 Nicolai einen Preis für das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte, legte Lessing, dem solche äußere Anstöße immer erwünscht waren,

die ersten Linien seines Stückes an und schrieb an Nicolai über den „jungen Tragicus“, der sich angeblich an dem Wettbewerb beteiligen wolle und ziemlich wie er selbst arbeite: „Er macht alle Tage sieben Zeilen, er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abge sondert, was sie für den ganzen Staat interessant macht: er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne.“

Durch Nicolai erfahren wir weiter, daß dieser ersten „Emilia Galotti“ die Rolle der Drina noch ganz oder zum größten Teil fehlte. Dies bestätigt Lessings eigene Ausgabe, er habe den Virginia-Stoff umgebildet. Er behielt also die gegebenen Gestalten bei, versetzte sie aber in die Gegenwart und ergänzte die Umrisse der Erzählung des Livius durch reichere Charakterfärbung. Der allmächtige Decemvir wurde zu einem abso- luten Fürsten. Kein deutscher Fürst, weil immer noch die ideale Ferne des Mannes als wünschenswert galt; aber, wie Lessings Bruder bestätigte, in allem den

Wie die Alten den Tod gebildet:

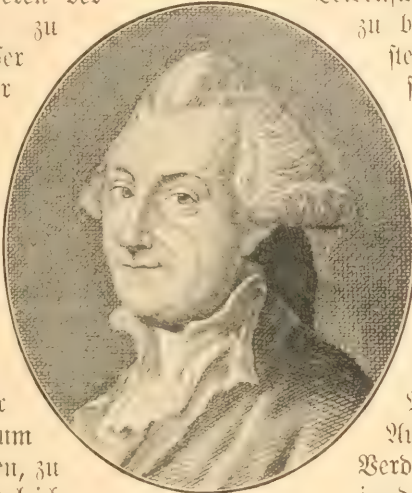
Nullique ea tristis imago!
STATIUS.



eine Untersuchung
von
Gotthold Ephraim Lessing.

Berlin, 1769.
Bei Christian Friedrich Voss.

„guten Fürsten“ des damaligen Deutschlands ähnlich: genußfreudig, kunstförmig, roher Anwendung seiner Machtmittel abhold und doch nicht in der Lage, sie dort zu entbehren, wo seine ungezügelter Triebe Befriedigung heißen. Der Klient des Appianus Claudius, schon bei Livius der Helfershelfer des Mächtigen, wächst zu der vollen Größe einer Hauptgestalt des Dramas empor. Er muß jene Machtmittel gebrauchen, jene Listen ersinnen, deren der Prinz bedarf und zu deren rückichtsloser Handhabung dieser zu vornehm, zu verzärtelt, zu furchtsam ist. Marinelli vereinigt in sich alle Eigenschaften des Höflings, der in der Gunst seines Gebieters die höchsten Stufen ersteigen will. Er ist höchst gewandt, um Einfälle nie verlegen, zu jedem Dienst sogleich bereit, erhaben über alle moralischen Bedenken und nur bestrebt, die schläge: der Prinz läßt sich von ihr fortreißen, die Geliebte in der Kirche anzusprechen; Emilia ist nicht das sanfte Opferlamm, das in der Hofluft wehrlos jeder Gewalt preisgegeben wäre; der Vater hat heißes Blut genug, eine den Marinellis unfassbare Tat zu wagen, „ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren“. Ähnlich geartet mußte auch schon der Virginius der römischen Sage sein, um im Augenblick den Entschluß seiner Tat fassen und ausführen zu können; Lessing ergänzte das Charakterbild durch die finstere Tugend, das stolze Ehrgefühl des alten Obersten.



Christian Adolph Klop.
Nach einem Stich von J.
D. Philipp, geb. Zwiang
(zu Seite 37)

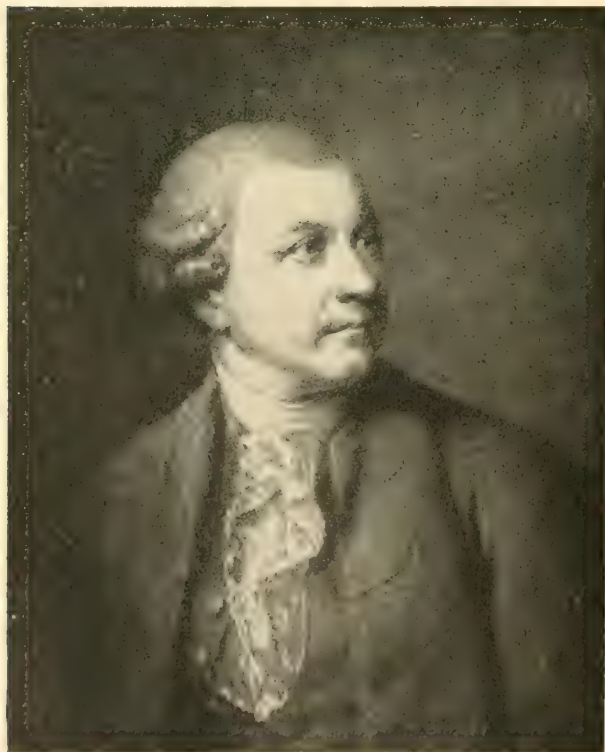
Leidenschaften des Prinzen zu befriedigen und zu steigern, weil er sich selbst auf diese Art immer unentbehrlicher macht. Aber weil er mit aller klugen Berechnung die Leidenschaften nicht richtig einzuschätzen vermag, scheitert sein fein angelegter Plan, Emilia ohne Aufsehen, ohne den Verdacht einer Gewalttat in den Besitz des Prinzen zu bringen. Immer wieder kreuzt die Leidenschaft Marinellis In-

Der römische Vater besaß unumschränkte Gewalt über Leib und Leben der Tochter. Anders im achtzehnten christlichen Jahrhundert. Die Tochter durfte nicht mehr willenloses Opfer sein, schon weil solche Rechte den Eltern nicht mehr zustanden, aber auch damit ihr Tod nicht nur als bejammernswertes Erleiden auf die Zuschauer wirkte. Hier galt es eine völlig leere Stelle der Überlieferung mit selbständiger Zeichnung auszufüllen, und Lessing schuf in der Gestalt seiner Emilia ein neues, ohne jede Vorlage erfundenes Meisterbild. Sie ist aufgewachsen in strenger

bürgerlicher Erziehung, fern der verderblichen Hoflust, gehorsam und fromm. Aber in ihren Adern fließt das heiße Blut der Italienerin. Sie mag dem würdigen, reichen Appiani, den die Eltern ihr bestimmt haben, willig ihre Hand reichen: doch ihre Sinne kann dieser Mann nicht zum Sprechen bringen. Sie regen sich, als sie das verführerische Haus der Grimaldi betritt, und Wochen können sie nicht wieder beruhigen; sie troßen allen Mahnungen der Vernunft und der Scham, als die Schönheit, die fürstliche Vornehmheit, die lockende Stimme des Prinzen die Seele Emilias in den stärksten Aufruhr setzen. Dieses Erzittern bei seinem Anblick, diese Schwäche, deren sie nicht Herrin werden kann, fühlt Emilia auch noch, als sie in dem Prinzen den Mörder Appianis vermuten und verabscheuen muß. Deshalb, nur deshalb will sie sterben. Der Vater wird ihr Werkzeug; seine Verzweiflung, sein verwirrtes Denken leihet der klaren Erkenntnis der Tochter den Arm.

Die Amme, die in der römischen Überlieferung der Virginia bei-

gefeilt ist, hätte auch in der Umformung des Stoffes ihre Rolle spielen können, etwa in der Funktion, die in Shakespeares großem Liebesdrama die Amme Julias so unübertrefflich versieht. Lessing jedoch setzte als neue Gestalt die Mutter Claudia ein, die vornehme Gesellschaftsdame, der prinzliche Gunst als Auszeichnung ihrer Tochter dankbar empfundene Ehrung bedeutet. So könnte sie eine jener vielen adligen Frauen werden, die in der Hofwelt jener Zeit eigener Eitelkeit und Ehrsucht ihr Fleisch und Blut hinopfereten; aber die Lebensgenossin Edwardos



Johanna Gottlieb Klopstock. Gemälde von Jens Juel, gestochen von
Matthias Gottlieb Siedling (S. 10)

kann nicht so tief sinken. Zwar bestimmt sie Emilia, vor dem Vater und dem Bräutigam das Werben des Prinzen zu verheimlichen (und trägt so zum Verderben der Tochter bei, das der Argwohn der beiden Männer verhüten könnte); aber als sie die Gefahr, ihr Kind an den Verführer zu verlieren, nahe sieht, da hat sie nur den einen Gedanken, daß Emilia nicht in den Krallen des Raubvogels bleiben darf. Mit dem Schluß des vierten Aufzugs verschwindet Claudia von der Bühne, damit ihre kleinere Art die Größe der Schlußhandlung zwischen Vater und Tochter nicht störe.



Johann Gottfried Herder. Gemälde von Angelika Kauffmann (Zu Seite 40)

So hat Lessing die gegebenen Grundlinien vertieft und umgezeichnet, teils um alle pathetische Tugend zugunsten rein menschlicher, psychologisch begründeter Gefühlswirkungen zu unterdrücken, teils um die in seiner Zeit unmögliche politisch aufreizende Tendenz des alten Stoffes durch die tragische Erschütterung menschlich fühlender Zuschauer zu ersetzen.

Dieser Absicht diene auch die einzige große ohne jeden Bezug zu der Überlieferung neu eingefügte Gestalt: die Gräfin Trjina. Wie Emilia als eine gesteigerte Nachfolgerin der Sara Sampson gelten kann, so die Gräfin als eine zweite, gewaltig künstlerisch erhöhte Marwood. Hier wie dort die verlassene Frau, die den treulosen Geliebten zurückgewinnen oder an ihm ihre Rache fühlen will. Die Marwood steht als eine einzelne da, die Gräfin vertritt die Scharen verführter, der süchtigen Prinzenlaune geopferter Frauen. Die vorher auf den einzelnen Fall eingeschränkte Perspektive erweitert sich ins Grenzenlose.

Trotzdem wäre es irrig, dem bürgerlichen Trauerspiel Lessings bewußte Absicht sozialer oder politischer Art unterzuschieben. Die brach erst in den Dramen der jungen Generation los. Schillers „Kabale und

Liebe“ geißelte den Despotismus in seinen Dienern und gab in Luise ein deutsches Gegenstück zur Emilia.

Schillers Trauerspiel hätte nicht zur Feier eines fürstlichen Wiegenfestes zum ersten Male auf der Bühne erscheinen können, wie es der „Emilia Galotti“ am 13. März 1772, dem Geburtstag der Herzogin-Witwe, in Braunschweig widerfuhr. Am folgenden Tage begrüßte Ebert den Dichter mit der Anekdote „Shakespeare-Lessing!“, nicht unwerdend, wenn man den Fortschritt ermißt, den das deutsche Drama hier getan hatte.

So ging denn auch von der „Emilia Galotti“ ein mächtiger Anstoß aus. Ihre Gestalten wurden immer wieder kopiert. Ihr schöner, klarer Bau und ihre natürliche, in jedem Satze gehaltvolle Sprache klingt in den Stücken der besten späteren Dramatiker nach. Erst die Romantiker verstärkten den Vorwurf des jungen Goethe gegen das „Meisterwerk“, alles sei nur gedacht, zu der Auflage Friedrich Schlegels: „Ein gutes Exempel dramatischer Algebra, man mag es frierend bewundern und bewundernd frieren.“

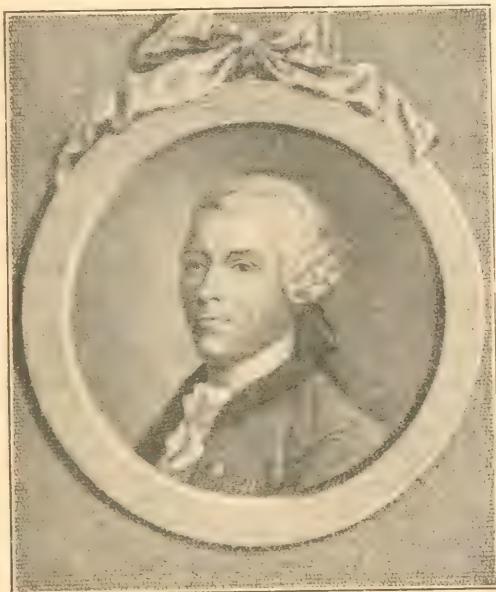
Noch heute vermag die große Menge den Wert und die innere Wärme so wenig zu empfinden, wie die Schauspielkunst den hohen Aufgaben des Lessing'schen Trauerspiels gewachsen ist. Aber vielleicht kommt noch einmal die Zeit, da dieses Erzeugnis hoher Kunst und reifer Bühnenerfahrung in seinem Glanze für alle Deutschen aufleuchtet.



Die alte Bibliothek mit Lessings Amtswohnung in Wolfenbüttel, 1777–1781
(Zu Seite 11)

Leid und Liebe.

Nach der „Emilia Galotti“ verstümmelt der Dichter Lessing und überläßt den Jüngeren das Feld. Ein Jahr später tritt Goethes gewaltiger Erbling, der „Götz“, ans Licht, 1774 der „Werther“ und in ihrem Gefolge die Schar der stürmischen und empfindsamen Aufrehrer gegen die gesetzmäßige Schaffensweise Lessings. Er war den Neuern nicht freundlich gesinnt: aber er ließ sie öffentlich unbehelligt. Seine Teilnahme galt jetzt nicht mehr der Kunst der Gegenwart. Weit ausschreitend durchmaß er gewaltige Felder der Vergangenheit, auf immer neue Gebiete gelockt durch die Fülle der ungekamten und ungenühten Urkunden seiner Bibliothek.



Johann Arnold Ebert. Medaillon aus einem Kupferstück von Christian Gottlieb August Liebe. (zu Seite 49)

Die „Wolfenbüttler Beiträge“ handelten von der Geschichte der Fabel, brachten deutsche Gedichte des 15. und 16. Jahrhunderts zur Kenntnis der Mitwelt, berichteten von alten Glasgemälden und vom Ursprung der Emailerei. Die „Collectaneen“ bezeugten die uns heutigen fast unglaubliche Vielseitigkeit Lessings, dieses letzten großen Polyhistor's alter Schule, der zugleich einer der ersten Vertreter moderner tiefbohrender Spezialforschung wurde.

Aber auch in seinem „verwünschten Schloß“ in Wolfenbüttel entartete der weltmännische, immer anregenden Verkehrs bedürftige Denker nicht zum Büchervurm. Er verstand es, die scheinbar nichtigen Einzelfragen so zu beantworten, daß daraus Gewinn an höherer Erkenntnis floß, die trockne Sachgelehrsamkeit mit heiterer Aunut in das Reich persönlichen Erlebens zu erheben, selbst immer wieder des Kleinkrams, mit dem er sich und den Leser aus Pflicht und Neigung behelligen mußte, zu spotten und seine kleinen Freuden des Entdeckens und Erhellens andere miterleben zu lassen. Über diesen vielfach veralteten Nebenarbeiten liegt ein Schimmer der Persönlichkeit, der ihnen noch heute Anziehungskraft für jeden Freund wissenschaftlichen Denkens verleiht, und ihre Form macht sie zu Mustern klarer und anregender Schreibart. Man



Der Lesesaal in der Wolfenbütteler Bibliothek zu Lessings Zeit. Nach einer späteren Darstellung (Zu Seite 41)

möchte meinen, Lessing hätte das alles in heiterster Laune, mit völliger Freiheit des Geistes hingeschrieben, und in Wahrheit drückten ihn unablässige Geldsorgen, Furcht zu erblinden, die Qualen der Einsamkeit, die unerfüllten Versprechen des Erbprinzen von Braunschweig, am schwersten wohl die Sehnsucht nach der geliebten Frau. Sie gab ihm im September 1771 die Zusage, die Seine werden; aber ein halbes Jahrzehnt mußte vergehen, ehe ein allzukurzes Glückbeide vereinte.

Eva König kämpfte in dieser Zeit um die Erhaltung des Vermögens, das ihr verstorbener Gatte in der Wiener Seidenfabrik angelegt hatte. Bis diese verkauft und alles geordnet war, mußte sie in weiter Ferne weilen. Die tapfere Frau stärkte Lessings Mut in ihren prachtvollen Briefen und während der seltenen Besuche in Hamburg und Braunschweig: immer inniger verwuchsen ihre Seelen ineinander.

Endlich, im Frühjahr 1775, ertrug Lessing die Einsamkeit und die Trennung von Eva nicht länger. Er erbat einen größeren Urlaub, besuchte in Berlin und Dresden die ihm Verbundenen und hielt daneben Ausschau nach einer ihm gelegeneren Lebensstellung. Dann eilte er nach Wien. „Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund,“ schrieb der Staatsrat Gebler an Nicolai. Maria Theresia empfing ihn aufs freundlichste und wollte von ihm Ratschläge für die Hebung des Geschmacks in ihren Ländern, der allmächtige Minister Fürst Kaunitz suchte ihn für Österreich zu gewinnen, im Burgtheater empfing man ihn

bei der Aufführung seiner „Emilia Galotti“ mit lautem Zuruf. Doch er dachte nur daran, möglichst schnell über seine Vaterstadt, wo er der alten Mutter seine Zukünftige vorzustellen wünschte, nach Wolfenbüttel heimzukehren.

Da kam ein junger Prinz des Braunschweigischen Hauses, auf der Fahrt nach Italien begriffen, nach Wien, und Lessing erhielt den Befehl diesem fürstlichen Vergnügungsreisenden als Varenführer zu dienen. Einst hatte er bei dem Leipziger Kaufmannssohn Winkler das Amt des Reisebegleiters freiwillig übernommen, um sorgenfrei ein paar Jahre fremde Länder zu sehen und so den Blick zu weiten. Vielleicht hätte er trotz allem lästigen solchen Fürstendienstes die neue Gelegenheit, Deutschlands Grenzen zu überschreiten, unter anderen Umständen mit Freuden begrüßt: sollte er doch endlich Italien betreten, das Land, das er schon so lange mit der Seele suchte. Aber in diesem Zeitpunkt, da die Heimkehr und die Vereinigung mit Eva in nächste Nähe gerückt war, fühlte er nur den erzwungenen Aufschub, die getäuschte Hoffnung.

So durchzog Lessing voll Widerwillens vom Mai bis zum Ende des Jahres 1775 die Gefilde Hesperiens. Die Reize der südlichen Landschaften wären wohl auch sonst von seiner Seele abgeglitten; denn ihm, dessen Geist und Herz so vieles umfaßte, mangelte die Empfänglichkeit für Natureindrücke. Aber daß sein Reisetagebuch auch von den Kunstdenkmälern nichts kündigt, daß er nur Gelehrtennamen, Büchertitel, Auszüge aus einer wissenschaftlichen Zeitschrift der Aufzeichnung würdigt, bezeugt die Geistesverfassung Lessings in jenen langen Monaten. Unwillkürlich



Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, auf dessen Veranlassung Lessing an die Wolfenbütteler Bibliothek berufen wurde (Zu Seite 41)

gedenken wir der seligen Wiedergeburt Goethes, zehn Jahre später, seiner jubelnden Briefe, als er Italiens Boden betreten hat, seines unendlichen Wohlbehagens, so lange er dort weilen durfte, seines Schönheitsdurstes, der sich an den Denkmälern der Kunst sättigte. Der Verfasser des „Laotoon“ war für die Größe und Schönheit der Antike und der Renaissance nicht weniger empfänglich, er hatte den Muth die ihrer großen Hinterlassenschaft ebenso leidenschaftlich eriehmte. Aber stärker noch war das Sehnen nach der geliebten Frau, und es verließ die Pforten der Sinne, die das vorzeitige Alter des Sechs- undvierzigjährigen obnehin schon nicht mehr so bereitwillig wie früher walten ließ. Die ungern extragene Gesellschaft des allzu jungen Prinzen und seiner Begleiter, das monatlanges Ausbleiben der Briefe Evas kam hinzu,



Lessings Freund Johann Joachim Eschenburg. Nach einem zeitgenössischen Stich (zu Seite 12)

inzwischen zu der Erkenntnis gelangt, was das Fürstenhaus Braunschweigs und die Bibliothek an Lessing besaß. Seine bescheidenen Forderungen wurden sämtlich vom Erbprinzen bewilligt, und als Zugabe erhielt der Große den kleinen Hofrathstitel, das einzige äußere Ehrenzeichen, das ihm bis zu seinem Tode von den Regierenden seiner Zeit zuteil wurde. Bis dahin hatte der erste deutsche Schriftsteller noch immer an der untersten Stelle der gelehrten Rangliste gestanden: er war nichts als der „Magister“ Lessing, dessen ein Klotz spotten konnte, freilich zum eignen Schaden.

Der neue Hofrath vertauschte die Junggejellenwohnung im verfallenen Schloß mit einem hellen, geräumigen Hause. In dieses Haus führte er Eva König, nachdem sie am 8. Oktober 1776 in aller Stille bei Freunden auf dem Lande zwischen Hamburg und Stade den Bund fürs Leben geschlossen hatten. In Eva fand Lessing die seiner würdige Gefährtin, die einzige Frau, mit der er sich zu leben getraute, wie er nach kurzem erkannte. Klaren und starken Geistes, heiter und zuversichtlich an Gemüth, teilnehmend an seiner Arbeit und allen seinen

um ihm jede freudige Hingabe unmöglich zu machen.
 Lessing war glücklich, als er wieder in Wien eintraf und dort Evas Briefe vorfand. Vergebens suchte man ihn festzuhalten: nach wenigen Tagen eilte er über Dresden und Ramanz, wo er die alte Mutter in ihrer großen Armut trotz eigener Bedrängnis liebevoll unterstützte, heimwärts, nach Wolfenbüttel. Hier war man

Sorgen, so beschenkte sie ihn mit einem ungetrübten, nie zuvor gekanntem Glück. Als Hochzeitsgabe brachte sie ihm ihre beiden jüngeren Kinder mit ins Haus, und jugendliche Fröhlichkeit umgab den zuvor so einsamen Mann. Noch immer floß der Strom seines Lebens nicht im geraden Bette ruhig dahin; aber aus allen Wirbeln fand er nun Zuflucht am sicheren Gestade seines häuslichen Herdes.

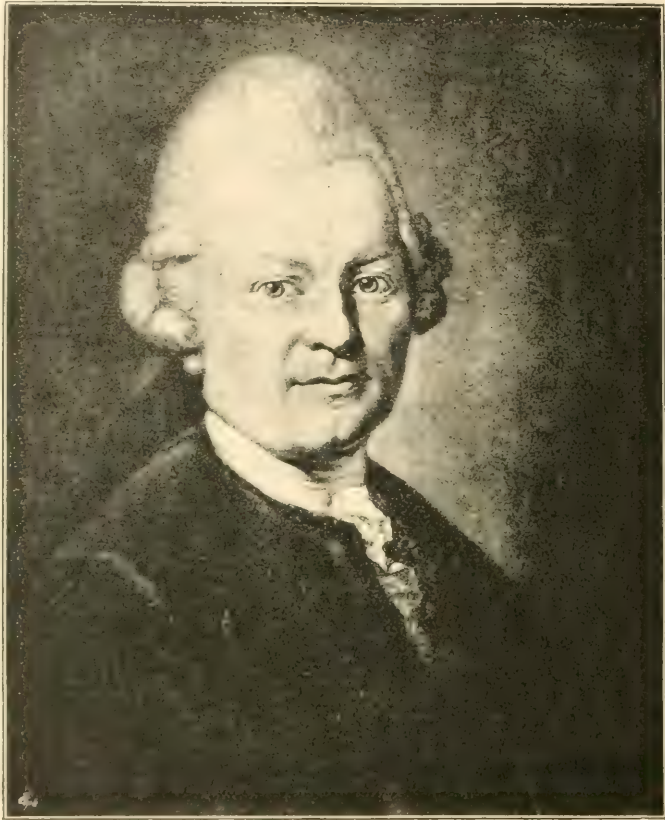


Friedr. Wiltb. Zachariä. Ausschnitt aus einem Etich von Friedrich Kaute (Zu Seite 42)

Nur wenige Monate durfte er sich des neuen Zustands ungestört freuen. In Ewas Heimat, der Pfalz, plante der Herrscher Großes, nachdem ihm die Krone Bayerns zugefallen war. Eine Akademie der Wissenschaften und ein Nationaltheater, befreit von dem niederziehenden Zwange des Privatunternehmertums, sollten Heidelberg und Mannheim für den verschwundenen Glanz des Hoflebens entschädigen, Lessings weitbekannter Name den beiden Unternehmen hilfreich werden. Obwohl er seit dem Hamburger Zusammenbruch nichts mehr mit der Bühne gemein haben wollte, ließ er sich durch die versprochene reiche Vergütung bestimmen, für die Begründung des Mannheimer Theaters Rat zu gewähren, die Anstellung guter Schauspieler zu vermitteln und endlich selbst ins Pfälzer Land zu reisen, um dort weiter zu helfen und für die Zukunft ein festes Abkommen wegen seiner Mitwirkung bei der Akademie und dem Nationaltheater zu schließen. Aber in Mannheim angelangt, mußte Lessing erkennen, daß der Minister Hompesch durch List die Hilfe des berühmten und erfahrenen Mannes ohne Gegenleistung zu gewinnen suchte, daß man mit ihm ein freches Spiel getrieben hatte. Er kehrte

Ich sende Deine Opatostes Briefen und gratuliere dir zu dem
 neuen Lobe mit großer Freude und wünsch dir vor allem
 Cammly von 28 Februar
 1771
 Deine Tochter
 Justina Salome Lessing
 Müllerin

Aus einem Briefe Justina Salome Lessings an ihren Sohn Gotthold Ephraim vom 28. Februar 1771. Verkleinerte Wiedergabe nach dem Original



Gotthold Ephraim Lessing.

Nach dem von Anton Graff im September 1771 zu Berlin gemalten Bildnis

heim und belehrte den hohen Herrn durch die überlegene Ironie eines meisterhaften Briefs, wie sehr er damit an den Unrechten gekommen war.

Der Rest des Jahres 1777 gehörte dem Anfang des großen Endkampfes, in dem Lessing für das unbeschränkte Wahrheitsstreben, die Angelegenheit seines ganzen geistigen Daseins, mit Aufgebot der letzten Kraft tritt. Das neue Lebensgefühl, das im Zusammenleben mit Eva in ihm erwacht war, verlieh ihm Mut und Siegesgewißheit. Noch höhere Freudigkeit verhieß ihm die Zukunft, als ihm zu Weihnachten ein Sohn geschenkt wurde, freilich nur für wenige Stunden, und bezahlt mit

dem Teuersten, was Lessing besaß. Denn nach zehn Tagen ohne Bewußtsein folgte Eva am 10. Januar 1778 dem Kinde in den Tod. Vom bittersten Leid künden die Worte Lessings an Eschenburg vom letzten Tage des alten Jahres: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz: Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Urrat merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? Freilich zerrt mir der kleine Ruchselkopf auch die Mütter mit fort! — Dem noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“ Als Eva unter der Erde lag, schrieb er an denselben Freund: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben; wie gern wollte ich es tun. Aber das geht nicht: und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzudufeln. Ein guter Vorrat vom Laudano (Betäubungsmittel) literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen.“

Der Kampf um die Wolfenbüttler Fragmente.

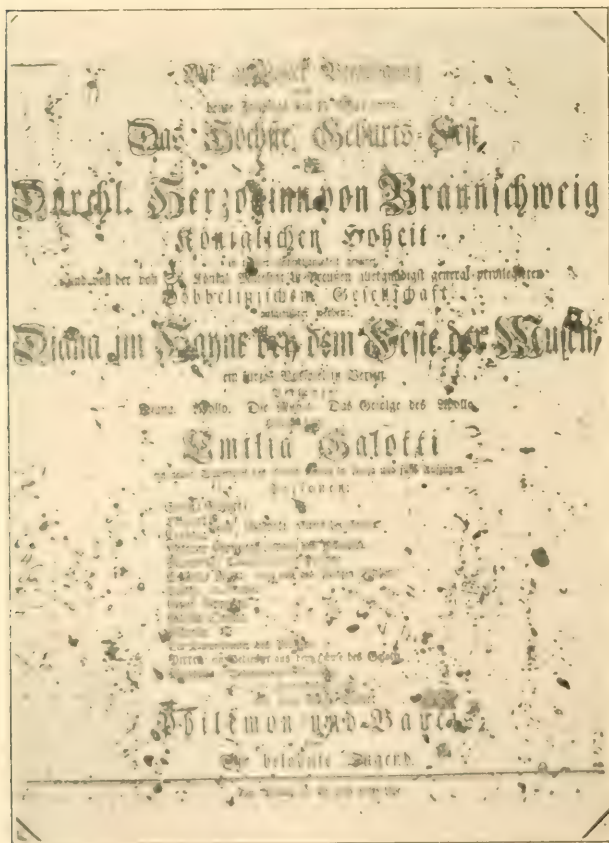
Den orthodoxen Lutherglauben des Kamener Pfarrhauses hat schon früh in Lessings Seele der Einfluß der Aufklärung erschüttert. Er will nichts von dem flachen Freigeistertum wissen, noch weniger freilich von jener Verfolgungssucht, die jedem Bekenntnis außer dem eigenen das Daseinsrecht versagt. Auch widerspricht seinem klaren, überall auf reinliche Scheidung dringenden Denken die modische Vermischung von Philosophie und Theologie: überall, wo er dazu Gelegenheit findet, tritt der junge Lessing der Berliner Jahre gegen die französischen Materialisten für die positive Religion in die Schranken.

Unter dem Einfluß Voltaires neigt Lessing sich allmählich der Vernunftreligion zu. Im Lichte dieser Überzeugung werden ihm die Wunder überflüssig und verdächtig, alle geschichtlichen Religionen erscheinen ihm nun als historisch bedingte Erscheinungen gleichwertig. Leibniz und Spinoza leiten ihn zu der Vorstellung der Identität der Dreieinigkeit und der Welt, als dem Abbild der zerteilten Vollkommenheit Gottes, die irdischen Wesen aufsteigend zu immer höheren Vollkommenheiten und damit Gott immer näher kommend.

Etwa 1754 wendet Lessing sich deistischen Ansichten zu, läßt also die Personlichkeit Gottes und die christlichen Dogmen beiseite, um zu einer reinen Erkenntnis des Göttlichen im Sinne der englischen Religionsphilosophie zu gelangen. Aber auf die Dauer bleibt ihm von dieser spekulativen Richtung nur die Geringschätzung der positiven Religionen und der Verdacht irdischer Zwecke bei ihren Stiftern und Befürwortern zurück. In den Vorarbeiten zum „Laokoön“ entschließt er sich mit Bezug auf die Evangelien die Äußerung, die von ihnen erzählten Fakta seien entweder wahr oder von ihnen erfunden.

Damals, in Breslau, studierte Lessing die Kirchenväter aufs eifrigste, vornehmlich in der Absicht, das Werden des christlichen Glaubens, der

Dogmen und der Kirche zu erkennen, daneben um von den Vorgängern zu lernen, wie die Offenbarung durch Vernunftgründe zu stützen sei. Gleichzeitig rückt er in den Voraussetzungen seines Denkens Spinoza etwas näher; aber zu Leibniz gewinnt Lessing innigste Beziehung durch die 1765 erschienenen, bis dahin ungedruckten „Nouveaux essais sur l'entendement humain“. Die Aufklärung, die alle Erkenntnis nur von der Vernunft des Menschen ausgehen ließ, erblickte in Leibniz ihren größten Begründer. Man zeigte es sich, daß er dem



Titelzettel der Aufführung von „Emilia Galotti“ am 18. März 1772 in Braunschweig. Das Original, nach dem vorliegende Vertiefung des nur noch in einem einzigen Abzug vorhandenen Theaterzettels hergestellt wurde, dient als Leitblatt und hat sich auf diese Seite erhalten. (zu Seite 68)

Gefühl, den dunklen Seelenvorgängen bei allem Vorstellen und Wollen eine notwendige Mitwirkung zugestanden hatte und damit auch dem Glauben neben dem Denken sein Recht ließ. So konnte die Orthodoxie den gefeierten Denker auch für sich in Anspruch nehmen, und in dem großen Aufsatz „Leibniz von den ewigen Strafen“ beweist Lessing 1773, daß jener in einer so wichtigen Lehre wie der von der Ewigkeit der Höllenstrafen mit dem Luthertum übereinstimmt.

Scharf scheidet er von nun an zwischen Glauben und Wissen. Die christliche Religion bloß vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbarer Gründe glauben, heißt sie eigentlich nicht glauben. Das einzige Buch, das im eigentlichen Verstande für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden und geschrieben werden kann, ist kein

anderes als die Bibel selbst. Das schließt für ihn jedoch die Kritik des Bibelwortes nicht aus. Die Entstehung der Evangelien, die damals durch den Hallenser Theologen Semler mit den Hilfen philologisch-historischer Wissenschaft untersucht wurde, beschäftigt auch Lessing seit der Mitte der siebziger Jahre aufs angelegentlichste.

Diese Frage hing eng zusammen mit der weit bedeutameren nach der geschichtlichen Gewähr der christlichen Religion. Ist das, was von dem Leben und Wirken Christi berichtet wird, Wahrheit oder Erfindung? Eine zuverlässige Antwort darauf zu finden, hieß der Menschheit einen großen Dienst erweisen, nicht so sehr die Lehre Christi bestätigen oder widerlegen (denn deren Ewigkeitsgehalt hat im Grunde nichts mit der Zuverlässigkeit der Zeugnisse für das irdische Dasein Christi zu tun), sondern an einer von jeher umstrittenen Stelle die Sache der Wahrheit siegen zu lassen.

Ein Zeitgenosse Lessings, dem er in Hamburg näher getreten war, hatte gemeint, dies zu vermögen. Hermann Samuel Reimarus hinterließ,



Friedrich Ludwig Schroder als Odoardo Galotti.
Zeitgenössischer Stich nach einem Gemälde von Eckert
(zu Seite 82)

als er 1768 starb, seinen Mündern, dem Arzt Johann Albert Hinrich und der tapferen mit Lessing seelenverwandten Tochter Elise, die Handschriften eines Werkes, das er in einem Vierteljahrhundert immer wieder umgearbeitet hatte. Er nannte es „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ und suchte darin den Wahrheitsgehalt des Alten und vor allem des Neuen Testaments auf Grund aller früheren Vorlesung und eigener sorgsamster Untersuchung festzustellen. Er war ein überzeugter Deist und Aufklärer, dem alle positive Religion als ein Wust von Aujhm und Laster, Betrug und Fanatismus erschien. Die für den Christenglauben, wie man meinte, entscheidenden Tatsachen der Kreuzigung und Auferstehung glaubte Reimarus als bewußten Betrug der Jünger erweisen zu können.

Lessing durfte eine der Handschriften der „Apologie“ des Reimarus nach Wolfenbüttel mitnehmen und erlangte die Erlaubnis, Stücke daraus zu veröffentlichen. So druckte er denn im dritten seiner Wolfenbütteler Beiträge 1774 mit kluger Verhüllung der Herkunft das erste Fragment „Von Tuldung der Deisten“, gleich allen folgenden mit Zusätzen, in denen er seine von dem flachen Rationalismus des Fragmentisten sehr abweichenden Meinungen aussprach. Fünf weitere Bruchstücke erschienen 1777 im vierten der Beiträge, darunter als letztes das „Über die Auferstehungsgeschichte“. Reimarus zeigt die Widersprüche in den Berichten der vier Evangelisten, er beweist die historische Unzuverlässigkeit dieser Erzähler im allgemeinen, er bringt endlich als Hauptargument die Tatsache zur Geltung, daß der Auferstandene nicht öffentlich, sondern nur in der Hölle und vor den Jüngern erschienen sein soll. Alles das soll nicht nur den Glauben an die geschichtliche Wahrheit der Auferstehung erschüttern, — gemäß der Meinung, daß Religion sich auf Geschichte gründe, soll damit dem Christentum überhaupt der Todesstoß versetzt werden. Dem widerspricht Lessing in seinen Zusätzen mit den Worten: „Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.“ Die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten sind nicht Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber, nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen. Selbst mit der orthodoxen Anschauung, nach der jedes Wort der Bibel vom Heiligen Geist eingegeben sei, weiß Lessing sich noch so ziemlich abzufinden. Er sieht das Einwirken des Heiligen Geistes darin, daß er jeden der Evangelisten bewogen habe, zu schreiben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen sei. Somit mußten auch die verschiedenen Vorstellungen von Ereignissen, die vor einer Reihe von Jahrzehnten geschehen waren, in deren erste Niederschrift durch die Evangelisten mit eingehen. Und folglich — das war ohne weiteres klar — mußte der

8. 11. Jan 1778

Lieber Freyherz,

Mein Herz ist todt: es wird fortwährend schreyen und gemaehet. Ich bitte
um die besten medicinischen Rathschläge, um mich zu erholen. Ich bitte
um die besten Rathschläge, um mich zu erholen. Ich bitte
um die besten Rathschläge, um mich zu erholen.

Wiederholt,

ich bin sehr erkrankt.

Dein Herz,

— 1778

Glaube an die buchstäbliche Wahrheit jedes Wortes der Bibel aufgegeben werden.

Aber mit diesem Glauben stand und fiel die gesamte rechtläubige lutherische Theologie. Deshalb mußte sie sich gegen diesen Angriff aufs entschiedenste zur Wehr setzen und die schlimme Wirkung dieses fünften Fragments, daneben auch der gesamten Gesinnung des Fragmentisten, zu hindern suchen. Ihr Zorn traf, mehr noch als den unbekanntem Verfasser, den Herausgeber der Fragmente, Lessing, — mit vollem Rechte, denn ohne ihn wäre die gefährliche Schrift ja im verborgenen und dadurch unschädlich geblieben.

So kam es zu dem größten und folgereichsten Kampfe, den Lessing in seinem Leben zu führen hatte. Hier handelte es sich nicht mehr um die Entlarvung unwissender und unredlicher Vertreter der lebensfernen Alttertumswissenschaften, wie damals, als der Pastor Lange und der Weheimrat Klotz den scharfen Schwertschlägen des großen Kritikers erlagen. Jetzt sollte entschieden werden, ob die Grundlagen der evangelischen Kirche noch fest genug wären, ihren Bau zu tragen, oder ob dieser auf neuen Fundamenten in anderer Gestalt entstehen sollte, was, wie die Anhänger der Orthodoxie meinten, nicht möglich war. Für sie galt Lessing als ein Herodotus, der mutwillig das Heiligtum der Christenheit zu vernichten suchte und dafür als Freveler schlimmster Art gestraft werden mußte. Er aber verfocht mit leidenschaftlicher Liebe das Recht auf unbeschränkte Erforschung der Wahrheit, gleichgültig ob daraus für schwächere Seelen gefährliche Zweifel erwachsen.

Und so vertraten beide Parteien ihre Sache mit dem Bewußtsein ihres guten Rechts und der unbedingten Notwendigkeit des Kampfes. Wir dürfen uns nicht durch die überlegene Geisteskraft, den Wahrheitsmut und die sittliche Hoheit Lessings bestimmen lassen, nur seine Partei zu nehmen. Auch die Gegner traten für ihre Ideale auf den Plan, auch sie rangen um die Behauptung wertvoller, nach ihrer nicht unrichtigen Ansicht gefährdeter und dem Volke unentbehrlicher jeelischer Besitztümer, wenn auch daneben die Behauptung jahrhundertalter Macht, pfäffischer Hochmut, Unduldsamkeit und sittliche Unterschätzung des Gegners auf ihrer Seite mitwirkten. Letzten Endes hat dies, nicht das höhere Recht, Lessing damals in der allgemeinen Anschauung als Sieger erscheinen lassen. Aber daß auch das höhere Recht auf seiner Seite war, daß er der Sache des Christentums diene, indem er es nicht mehr auf den wankenden Boden der geschichtlichen Zeugnisse, sondern auf die unerschütterliche Grundlage der in Jesus Christus Erscheinung gewordenen göttlichen Wahrheit stellte, das wird heute kaum noch bestritten werden.

Unabhängig von solchen, für das gesamte religiöse Leben Deutschlands außerordentlichen Wirkungen hat der Kampf um die Wolfenbüttler

Fragmente auch den Anlaß zum Entstehen einer Reihe der glänzendsten Streitschriften unseres Schrifttums gegeben. Mit vollem Recht hat Friedrich Schlegel behauptet, der Anti-Goetze verdiene nicht etwa bloß in Rücksicht auf zermalmende Kraft der Beredsamkeit, überraschende Gewandtheit und glänzenden Ausdruck, sondern an Genialität, Philosophie, selbst an poetischem Geiste und sittlicher Erhabenheit einzelner Stellen unter allen Schriften Lessings den ersten Rang.

„Dem nie hat er so aus dem besten Selbst geschrieben als in diesen Explosionen, die ihm die Hitze des Kampfes entriß, und in denen der Adel seines Gemüths in reinstem Glanz so unzweideutig hervorstrahlt.“ In der That, wollen wir Lessings höchstes Vermögen kennen lernen, so dürfen wir es nicht in seinen Dichtungen oder seinen Kunstschriften suchen, wie es jetzt noch



Profilbild Lessings nach einem Stich von Gustav Andreas Jorsmann

„Das Testament Johannis“ ebenso gemäßigt erwiderte. In der ersten leugnet er, daß Vernunftwahrheiten von historischen Wahrheiten beglaubigt werden könnten, und läßt als einzigen entscheidenden Beweis für das Christentum den im Gefühl beruhenden Glauben an seine innere Wahrheit gelten. Und im „Testament Johannis“ mahnt er, ehe der unvermeidliche Kampf beginnt, noch einmal mit dem Worte: „Kindelein, liebet einander!“ zur Sanftmut. Daß er darauf nicht zählen konnte, zeigte ihm bald sein „Herr Nachbar“, der Wolfenbüttler Superintendent Johann Heinrich Meß, durch eine weit unduldsamere Gegenschrift, welche die Evangelisten vor den angeblichen Verleumdungen Lessings schützen sollte. Er erwiderte darauf mit der „Duplik“, nun bereits den Ton überlegener Ironie anschlagend, der durch die Schwäche des Gegners wohl gerechtfertigt aber auch geeignet war, den Streit immer mehr zu verbittern. Freilich, die Rechtgläubigen stellten ihn als einen absichtlich Verblendeten, als bewußten Lügner hin. Dagegen hatte er nur ein Wort zu sagen, jene Sätze, die für alle Zeiten als reinsten und höchster Ausdruck von Lessings Wesen, als Leitstern jedes

in der Regel geschieht, sondern wir müssen die Zeugnisse der Jahre 1778 und 1779, einschließlich des „Nathan“, kennen lernen, die aus dem Kampf um die Wolfenbüttler Fragmente geboren worden sind.

Den Streit eröffnete die zahme Schrift des Lyzeumdirektors Schumann in Hannover, auf die Lessing mit den beiden Aufsätzen „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ und

„Das Testament Johannis“ ebenso gemäßigt erwiderte. In der ersten leugnet er, daß Vernunftwahrheiten von historischen Wahrheiten beglaubigt werden könnten, und läßt als einzigen entscheidenden Beweis für das Christentum den im Gefühl beruhenden Glauben an seine innere Wahrheit gelten. Und im „Testament Johannis“ mahnt er, ehe der unvermeidliche Kampf beginnt, noch einmal mit dem Worte: „Kindelein, liebet einander!“ zur Sanftmut. Daß er darauf nicht zählen konnte, zeigte ihm bald sein „Herr Nachbar“, der Wolfenbüttler Superintendent Johann Heinrich Meß, durch eine weit unduldsamere Gegenschrift, welche die Evangelisten vor den angeblichen Verleumdungen Lessings schützen sollte. Er erwiderte darauf mit der „Duplik“, nun bereits den Ton überlegener Ironie anschlagend, der durch die Schwäche des Gegners wohl gerechtfertigt aber auch geeignet war, den Streit immer mehr zu verbittern. Freilich, die Rechtgläubigen stellten ihn als einen absichtlich Verblendeten, als bewußten Lügner hin. Dagegen hatte er nur ein Wort zu sagen, jene Sätze, die für alle Zeiten als reinsten und höchster Ausdruck von Lessings Wesen, als Leitstern jedes

aufrichtigen Denkers leuchten sollen: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obgleich mit dem Zufasse, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ — ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

Lessing konnte nicht allen den unbedeutenden lutherischen Geistlichen antworten, die meinten, die Angriffe der Fragmente mit eignen Elaboraten abwehren zu müssen. Nur einen, den geistesstärksten und mächtigsten der streitbaren Nachfolger Luthers, ersah er sich zum Ziel: den Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Er war ein berufener Gottesstreiter: rein im Wandel, ausgerüstet mit umfassender theologischer Gelehrsamkeit, überzeugt von der alleinigen Wahrheit seines

Glaubens und unerbittlich gegen Ketzer und Heiden, weil er in ihnen die Feinde seines Gottes und auf ewig verdammte Todsünder erblickte. In Lessing sah der Hauptpastor, so lange jener in Hamburg weilte, keinen solchen Gottesfeind. Freundschaftlich verkehrten sie miteinander; die „Minna von Barnhelm“ erntete das warme Lob des Geistlichen, der auch in einem Andersgeimmten, solange es sich nicht um die Verteidigung des Glaubens handelte, männliche Überzeugung zu achten wußte.

Nun freilich, nach dem Erscheinen der Fragmente, gab es für Goeze



V. Mann Ernst Renatus, gezeichnet und gestochen von Christian Frisch (zu Seite 67)

nur eine Pflicht: mit jedem, auch dem sittlich gewagtesten Mittel für das Christentum gegen solche fluchwürdige Angriffe zu kämpfen und den Gegner, wenn möglich, für alle Zeit unschädlich zu machen.

In den Hamburger und Altonaer Zeitungen schrieb Goeze unaufhörlich einen Aufsatz nach dem anderen, alle voll der wütendsten Beschimpfungen, der niedrigsten Verdächtigungen und der aufreizendsten Anklagen gegen Lessing. Sie erschienen gesammelt in den Schriften

„Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrats Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift“ und „Lessings Schwächen“, drei verschiedene Hefte. Lessing erwiderte jeden der Schwerthiebe Goe-



Margareta Elisabeth Reimarus. Nach einem zeitgenössischen Scherenschnitt (Zu Seite 68)

Inhalt, die Beweise für das Recht sachlicher Kritik der Bibel und die Zurückweisung der persönlichen Vorwürfe Goezes gegen Lessing, das wertvolle. Nur die starke, reine Persönlichkeit, die Fülle und Klarheit der Gedanken, die Wärme des Gefühls, der Reichtum glänzender Bilder und witziger Vergleiche machen diese kleinen Schriften für alle Zeiten lesenswert.

Mitten im Kampfe erschien als besonderes, umfangreiches Heft das letzte und größte der Fragmente aus der „Apologie“ des Reimarus: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“. Nach Lessings eignen Worten war es das dreiste und stärkste von allen, und gerade dieses Fragment gab er ohne alle erläuternden und einschränkenden Zusätze nur mit einer Vorrede. Indem er die Beweise des Reimarus, daß die Auferstehung von den Jüngern Christi erfunden worden sei, unbedenklich der Öffentlichkeit darbot, schien er sich die Voraussetzung des Verfassers anzu-eignen: die ganze Religion sei falsch, die man auf die Auferstehung gründen wolle.

Dieses Fragment wurde konfisziert, die bisher von der braunschweigischen Regierung Lessing gewährte Zensurfreiheit ihm entzogen. Nach dem 11. Anti-Goeze sollte er verstummen; denn auch außerhalb des braunschweigischen Landes durfte er nichts mehr ohne Erlaubnis seiner

zes. Die „Parabel“, die „Axiomata“ und zumal die elf, je einen Druckbogen füllenden „Anti-Goeze“ wurden zu einer aufsteigenden Reihe immer glänzenderer Leistungen höchsten Denk- und Sprachvermögens. Man braucht von ihrem Inhalt keinen Überblick zu geben; denn heute ist nicht mehr dieser

Vorgefetzten drucken lassen. Nur die bereits fertige „Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg“ und eine Fortsetzung dazu trat noch ans Licht. Goeze hatte immer wieder von Lessing ein Glaubensbekenntnis verlangt, d. h. die Frage gestellt, was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe. Darauf antwortet Lessing hier nicht etwa mit dem Bekenntnis zu irgend einer der vorhandenen Konfessionen, sondern er erklärt: er verstehe unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten seien, der Inbegriff dieser Glaubensbekenntnisse, die Regula fidei, sei älter als das Neue Testament. Er zieht sich auf den freilich weit abgelegenen Boden des Urchristentums zurück, von der christlichen Religion zu der Religion Christi, dem Glauben, den Christus als Mensch selbst bekannte und übte. Damit bekannte Lessing sich zu jenem Gefühlschristentum, das nach seiner Meinung weit höher stand als aller Buchstaben-glaube.

Für ihn war der Kampf um die Fragmente damit zu Ende. Nur törichte Verleumdungen der Helfer Goezes, Gewinnsucht hätte die Herausgabe der Fragmente veranlaßt und die Amsterdamer Juden hätten sich dafür durch ein Geschenk von tausend Dukaten dankbar erwiesen, wies Lessing noch zurück. Schon vorher hatte er sein letztes Wort in allen Fragen, um die es sich in diesem großen Kampfe handelte, gesprochen: es hieß „Nathan der Weise“ (Abb. S. 77).

Nathan der Weise.

Als dem Herausgeber der Fragmente von Braunschweig aus untersagt wurde, seine gute Sache weiter mit den guten Waffen der Anti-Goeze und anderer Streitschriften zu führen, kam er auf den „narrischen Einfall“, von neuem seine alte Kanzel, das Theater, zu bestiegen. Am 8. August 1778 kündigte er ein Drama an, das er auf Subskription, d. h. im eigenen Verlag herausgeben wollte, um so in anderer Form das auszusprechen, was ihm jetzt vor allem anderen am Herzen lag, und zugleich den lastenden Druck der Geldsorgen zu erleichtern.

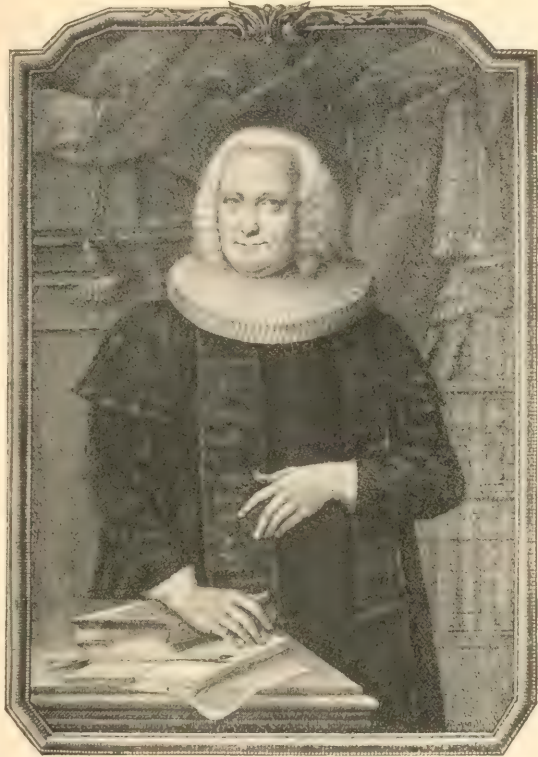
In der Ankündigung hieß es: „Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist, führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Zeile verdient hätte. . . Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art und heißt Nathan der Weise, in fünf Aufzügen.“

Der Titel wurde später noch durch die damals neue Bezeichnung „dramatisches Gedicht“ ergänzt, im übrigen ging das Werk ohne jede Er-

läuterung in die Welt hinaus; sowohl die bereits entworfene Rede wie das geplante Nachspiel „Der Derwisch“ schien dem Dichter entbehrlich. Mit Recht. Denn die Absicht spricht sich innerhalb des Dramas unverkennbar aus, sie kommt zum zusammengefaßten Ausdruck in der Erzählung von den drei Ringen, die zugleich der Keim und der Mittelpunkt der Handlung wurde.

Lessing hatte die Parabel, ein seit langem in den mannigfachen Formen verbreitetes Geschichtchen, in „Decamerone“ des Boccaccio gefunden. Dort war der Hauptinhalt: Saladin, der tapfere und hochgeehrte Sultan, hatte in

zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand seinen ganzen Schatz geleert und wußte nicht, wo er schnell eine große Geldsumme hernehmen sollte. Da erinnerte er sich eines reichen jüdischen Wucherers Melchisedek, der aber so geizig war, daß er Saladin aus freien Stücken nie sein Geld geliehen haben würde. Der Sultan sann deshalb auf einen Vorwand, wollte keine Gewalt brauchen. Er ließ den Juden rufen, empfing ihn aufs freundlichste, hieß ihn neben sich setzen und begann alsdann: „Guter Freund, ich habe von vielen Leuten gehört, daß du als ein weiser Mann in göttlichen Dingen sehr viel Einsicht habest. Darum möchte ich gern von dir wissen, welche von den drei Religionen du für die wahre hältst, die jüdische, die sarazenische oder die christliche.“ Der kluge Jude erkannte, daß Saladin ihn mit solcherlei Fragen fangen wollte, und bot in der Geschwindigkeit seinen ganzen Scharfsinn auf, um eine unverfängliche Antwort zu finden. Dann sagte er, als ob ihm plötzlich eingefallen wäre, wie er sprechen sollte: „Mein Gebieter, die Frage, die Ihr mir vorlegt, ist vortrefflich; soll ich aber



Johann Melchior Goese. Zeichnung nach dem Leben und Etich von Christian Fritsch (Zu Seite 36 u. 72)

meine Meinung darauf sagen, so muß ich Euch eine kleine Geschichte erzählen. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vorzeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen anderen Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen wunderschönen, kostbaren Ring hoch hielt. Um dessen Wert zu ehren, ordnete er an, daß derjenige von seinen Söhnen, dem er diesen Ring hinterlassen würde, von seinen Geschwistern als der Herr des Hauses geehrt werden sollte. Der erste Empfänger traf gleiche Verfügungen, und der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich kam er in den Besitz eines Erben, der drei Söhne hatte, sämtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorjam, die deshalb auch von ihm alle gleich zärtlich geliebt wurden. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da jeder von ihnen der Fürst des Hauses zu werden wünschte, so baten alle drei den schon bejahrten Vater auf das inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann wußte selbst keine Wahl unter ihnen zu treffen: so versprach er denn den Ring einem jeden und dachte auf ein Mittel, wie er sie alle drei zufrieden stellen könnte. Zu dem Zwecke ließ er heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der doch den Auftrag gegeben hatte, den rechten kaum zu erkennen wußte. Auf dem Totenbette gab er heimlich jedem der Söhne einen der drei Ringe. Nach des Vaters Tode nahm ein jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch und zeigte zum Beweise seines Rechtes seinen Ring vor. Da nun die Ringe einander so ähnlich waren daß niemand den echten erkennen konnte, blieb die Frage, welcher der Söhne des Vaters echter Erbe wäre, unentschieden — und bleibt es heute noch. So sage ich Euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat, und über die Ihr mich befragt: Jedes der Völker glaubt Gottes Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist noch ebenso wenig wie über die Ringe zu entscheiden.“ Nachdem sich der Jude so geschickt aus der Schlinge gezogen hatte, eröffnete Saladin ihm sein Bedürfnis, und der Jude diente ihm mit allem, was Saladin verlangte. Der Sultan erstattete ihm dann nicht nur das Darlehen vollkommen zurück, sondern überhäufte ihn mit Geschenken, gab ihm Ansehen und Ehrenstellen in seiner Nähe und behandelte ihn immerdar als seinen Freund.

Diese fümige, wie man leicht merkt aus jüdischer Erfindung stammende Parabel bot Lösung für seine Absicht, das Wesentliche der Religion als unabhängig von aller Uebersetzung hinzustellen, die denkbar beste Grundlage. Jeder der drei Ringe ist für den Empfänger gleichbedeutend, weil sie alle mit dem echten das, worauf es ankommt, gemein haben. Daraus folgt, daß keiner sich um seines Glaubens willen besser als

andere dünken, keiner dem Andersgläubigen die Gleichberechtigung versagen soll, der Grundsatz der religiösen Toleranz. Aber Lessing hat diesen ursprünglichen Gehalt der kleinen Geschichte durch eigne Zusätze vertieft und veredelt. Dem Vater erscheint bald der eine, bald der andere Sohn des Ringes würdiger und er will die Tyrannei des einen Ringes in seinem Hause nicht länger dulden. Die Söhne treten vor den Richter, und dieser erklärt alle drei Ringe für unecht, wenn sie nicht die Wunderkraft des echten besitzen, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, die Liebe zum Nebenmenschen unabhängig von Vorurteilen zu wecken. In dieser Liebe soll sich die Kraft aller drei Ringe bewähren. Jeder der Söhne soll mit eigenem freiem sittlichem Streben und tätiger Menschenliebe der Kraft des Ringes zu Hilfe kommen. Endlich der Verweis auf den höheren Richter, der nach Jahrtausenden das rechte Wort sprechen soll.

Die wichtigste Aenderung Lessings ist folgende. In der alten Erzählung war durch die Gleichheit der Ringe

allein die Gleichheit des in den drei monotheistischen Religionen waltenden Geistes verjülicht. Lessing läßt dagegen seinen Saladin auf die äußeren Unterschiede hinweisen, und das gibt den Anlaß zu der neuen und eigentlich entscheidenden Wendung. Alle Religionen sind historisch begründet; kein Dogma soll dem andern weichen, sofern jedes die Fähigkeit bewährt, seine Befenner durch den Glauben mit edler, allge-

Nathan der Weise.

Ein

Dramatisches Gedicht,

in fünf Aufzügen.

Introite, nam et heic Dii sancti

APVD GELLIVM.

Von

Gotthold Ephraim Lessing.

1779.

Titelblatt der ersten Ausgabe von Lessings „Nathan der Weise“. Nach dem Abzug der Staatsbibliothek in Berlin (zu Seite 82)



Die Porträtin Marie Amalie (gen. Malchen) Senneberg, geb. Kottg, Lessings Stieftochter. Nach einem Gemälde im Besitz der Familie Senneberg. (Zu Seite 79)

meinemenschlicher Gesinnung zu erfüllen. So trennt sich Lessing von den radikalen Aufklärern, die nur der Vernunftreligion das Daseinsrecht gewähren wollten und jedes geschichtliche Denken verständnislos ablehnten.

Er stellt die Handlung seines Gedichts, die er aus der Parabel herausspinnt, auf historischen Boden. Jerusalem, das allen drei Religionen als Stätte ihres Werdens ehrfürchtig ist, wird der Schauplatz. Lessing kennt die Epoche des Zeitalters der Kreuzzüge, in die Saladins Herrschaft (1171 bis 1193) fällt, sehr genau. Er entlehnt den Quellen, was er für seinen Zweck verwenden kann, verfährt aber im übrigen mit den Tatsachen und der

Zeitfolge ganz frei, sein Recht als Dichter brauchend.

Saladin zeichnet er mit den Zügen, die von der Überlieferung an ihm gerühmt werden: Edelmut, Tapferkeit, Wohltätigkeit und Würde bei Verzicht auf allen äußeren Glanz. Ihm ist trotz allen durch die Kreuzzüge verschärften Gegensätzen der Christenglaube nicht verächtlich, und ebenso wenig teilt er die Geringschätzung seiner Zeit für das Judentum. So steht er der Gesinnung, die in der Parabel verkündet wird, von Anfang an sehr nahe und kann mit Nathan schnell eine Freundschaft schließen, die aus dem gleichartigen Denken genährt wird.

Die zweite bei Boccaccio gegebene Gestalt, der Jude, wird zum Vertreter reiner Menschlichkeit, geläutert von den niederen Stammeseigenschaften, die Lessing auch an den Juden keineswegs verkennt, durch große Leiden und reiches Gemüt. Nur leise schimmert in seiner Rede mit ihrem Ausflug orientalischer Dialektik, in der Freude am Besitz das Judentum noch durch. Lessing weiß wohl, daß der Anspruch der Juden, das auserwählte Volk zu sein, unberechtigt ist, er will sie in Nathan nicht über die Befenner der anderen Religionen erheben; aber für die Christen, die Lessings Leser waren, kam es darauf an, sich von der Verachtung der unter ihnen lebenden Andersgläubigen frei zu machen und den einzelnen nicht wegen der Zugehörigkeit zu seinem Volke ungeprüft

zu hassen und gering zu schätzen. Der edelste der damals lebenden deutschen Juden, Lessings Freund Moses Mendelssohn, hatte ihn einen Mann von Nathans Art lieben und schätzen gelehrt. Der neue Name, der statt des unschönen Melchisedek der Gestalt verliehen wurde, stammte aus einer anderen Novelle des „Decamerone“, wo der reiche, wohlthätige Jude Nathan sein Leben in Gefahr bringt, um einen leidenschaftlichen Jüngling, der ihn als Nebenbuhler haßt, zum Freunde zu gewinnen, so wie bei Lessing Nathan durch Milde und Klugheit die feindselige Verachtung des Tempelherrn bezwingt.

Den Tempelherrn verpflichtet das Gebot seines Ordens zum Kampf gegen die Ungläubigen, aber er ist kein Fanatiker. Nur die Standes- und Stammesvorurteile, der Hochmut des Ritters und die Abneigung gegen den Juden, müssen ausgetilgt werden, damit seine rauhe, edle Natur rein zutage trete. Das gelingt Nathan in einer langen, vorsichtigen Belehrung, mehr noch durch sein Beispiel als durch seine Reden, und nun kann der Tempelherr sich als Gleichgesinnter zu Saladin und Nathan gesellen.

Wie ohne alle positive Religion ein Gemüt zum Glauben und zur Sittlichkeit erzogen werden kann, zeigt Recha, die langgenommene Tochter Nathans, die er ganz nach seinen Grundsätzen gebildet hat, ängstlich bemüht, das Christenkind nicht seinem eignen Glauben zuzuführen und doch ihr alle Eigenschaften zu verleihen, die nach der damals herrschenden Meinung nur eine religiöse Erziehung geben konnte. Recha hat einen Teil von Nathans Klugheit geerbt; aber sie ist keine kalte Verstandesnatur, sondern neigt zur Schwärmerei, zur begeisterten Ekstase. Vermutlich ist sie Abbild der geliebten Stieftochter ihres Dichters, Malchen König, die nach Evas Tode ihm, wie er gestand, durch ihre häuslichen Tugenden das Leben, das er leider so fortführen mußte, allein erträglich machte. Er zitterte vor dem Augenblick, der sie von



CARL THEOPHILUS DOEBBELIN

Der Berliner Schauspieldirektor Döbbeln.
 Stich von Daniel Berger nach einer Zeichnung von
 Daniel Chodowiedt (Zu Seite 82)



Friedrich Jacobi. Nach einem zeitgenössischen Schattenriß
(zu Seite 92)

ihm nehmen würde, ob er ihn schon um seines eignen Nutzens willen keinen Augenblick verschoben wollte. Ebenso denkt Nathan und ebenso selbstlos sucht er die Pflögetochter dem Manne, den sie liebt, wenn er ihrer würdig ist, zu vereinigen.

Deshalb hält er aller stolzen Zurückweisung durch den Tempelherrn stand und gerät um Rechas willen in die schwerste Gefahr. Der Konflikt, hier wieder wie in der „Minna von Barnhelm“ an die Tragik streifend, entsteht dadurch, daß der Patriarch von Jerusalem dem Geheimnis der Herkunft Rechas nachspürt. Man könnte meinen, Lessing hätte den zelotischen, herrschsüchtigen Pfaffen erfunden, um ein Zerrbild

seiner Gattung auf die Bretter zu stellen. Aber gerade hier gab ihm die Geschichte alles, was er brauchte, und noch mehr. Denn der Patriarch Heraclius, der vor Saladin's Eroberung in Jerusalem das Christentum vertrat, war ein noch viel schlimmerer Geselle, buhlerisch, träge, habgierig, schamlos und — selbstverständlich — unduldsam, so daß das berühmte Wort: „Der Jude wird verbrannt!“ völlig seinem Wesen entspricht. Mit besonderer Feinheit hat der Dichter die häßlichen Farben der Gestalt durch die Komik ihres Gebarens gemildert und so vermieden, den heiteren Grundton der Handlung durch sie schädigen zu lassen.

Christlich beschränkte Gesinnung tritt auch etwas milder in Taja und dem durch fromme Einfalt liebenswerten Klosterbruder hervor. Sie sind, obwohl nur Nebengestalten, doch aufs liebevollste ausgeführt, ebenso die beiden das Bild auf der mohammedanischen Seite ergänzenden: Saladin's edle, großentende Schwester Zittah und der originelle, weltfremde

Derwisch Al Haji, auch er in vielem Abbild eines Bekannten Lessings, des leidenschaftlichen Schachspielers Abraham Wulff.

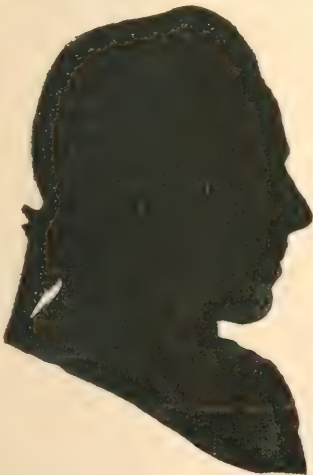
Die Vorgänge, an denen diese Menschen beteiligt sind, hat Lessing so erfunden, daß sie eine Anwendung der Parabel von den drei Ringen bedeuten. Als Angehörige dreier Bekenntnisse stehen sie anfangs einander fern; aber der Verlauf der Handlung führt die Edlen einander näher, und schließlich stellt es sich heraus, daß Saladin und der Tempelherr, Sittah und Recha Mitglieder der gleichen Familie sind, in die Nathan als Seelenverwandter Aufnahme findet.

Solche wunderbare, durch das Walten besonderer Zufälle mögliche Lösung gestattet das ernste Drama nicht. Und auch durch seinen Gesamtcharakter, durch die milde Zuversicht und die zahlreichen heiteren Szenen trägt Lessings „Nathan“ den Stempel des Lustspiels, des orientalisches gefärbten Märchenlustspiels, den Zuschauer zu behaglichem Nachdenken stimmend und ihm Lehren von höchstem Werte in kostbarer, nur scheinbar leichter Fassung darbietend. Nicht höchster Kunstverstand, nur echtes Dichtertum konnte dieses Werk schaffen; durch den „Nathan“ widerlegte Lessing noch schlagender als zuvor durch „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ seine eigne, allzu bescheidene Behauptung, er sei kein Dichter.

Wenn der „Nathan“ als Kunstwerk den beiden früheren großen Dramen überlegen erscheint, so trägt dazu auch die äußere Form des Verses das Ihrige bei. Lessing wählte die Verse nicht des Wohlklangs wegen, sondern weil er glaubte, daß der orientalische Ton in der Prosa zu sehr auffallen dürfte. Mit anderen Worten: die metrische



Schattenriß Lessings von 1780.
Aus Kris Jacobis Nachlaß



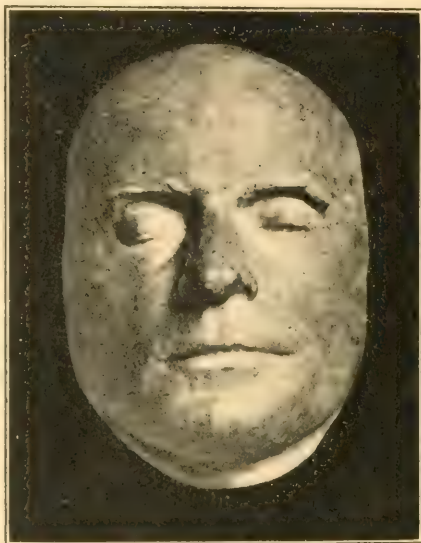
Johann Anton Leisewitz. Nach einem zeitgenössischen Schattenriß (Zu Seite 94)

Form ließ das Stück in die Sphäre wirklichkeitsfernen und doch nicht phantastischen Geschehens treten, die ihm angemessen war und den Geist der Leser zwischen rein ästhetischem Verhalten und der beabsichtigten ethischen und intellektuellen Wirkung in der Schwebe hielt. Die leichtgeformten Verse erfüllten so aufs beste ihren Zweck, so gut, daß für das deutsche Drama höherer Art seit dem „Nathan“ mit wenigen Ausnahmen dieses Verhältniß die Herrschaft gewann. Als die ersten folgten dem Vorbild des Lessingschen Verjess Schiller im „Don Carlos“ und Goethe mit seiner umgestalteten „Phigentie auf Tauris“.

Die Wirkung des „Nathan“ auf die Zeitgenossen war, als er zu Ostern 1779 hervortrat, nicht so

vergebens, auf ein gleiches Verbot: aber im übrigen blieb es in der Öffentlichkeit stumm, bis auf eine einzige matte Gegenschrift, die ebenso schwache Widerlegung erfuhr. Um so größer war der Erfolg bei der geistigen Oberlicht; bezeugt durch zahlreiche deutsche Ausgaben und die Übersetzungen in fremde Sprachen (englisch schon 1780, holländisch 1781, französisch 1783).

Gleich nach dem Erscheinen des „Nathan“ erwog der große, mit Lessing durch gleiche Gesinnung verbundene Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder die Möglichkeit der Aufführung, an die der Dichter selbst nicht glaubte. Auch Schröder meinte, darauf verzichten zu müssen, und seine Bedenken wurden scheinbar bestätigt, als der Berliner Schauspiel-director Többelin den „Nathan“ als erster am 14. April 1783 auf die Bühne brachte und damit nur geringen Dank erntete. Bis auf eine Darstellung in Preßburg 1785 blieb das edle Werk ihr noch den Rest des Jahrhunderts fern. Erst 1801 erschien es wieder auf der Bühne des russischen Directors Schmidt in Magdeburg, und endgültig wurde es ihr gewonnen, als das von Goethe geleitete Weimarer Theater es in



Lessings Totenmaske

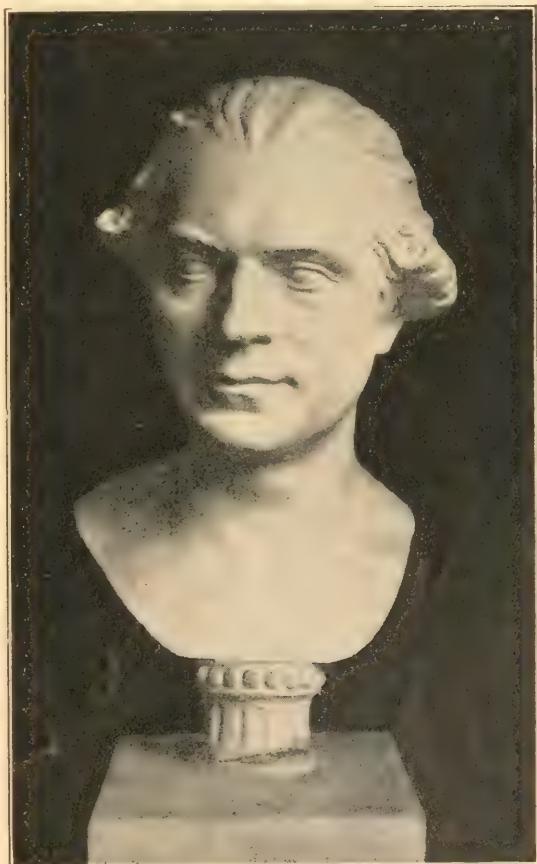
stürmisch, wie nach der vorausgegangenen Fehde und bei der Neuheit des Inhalts und der Form angenommen werden könnte. In Goethes Vaterstadt untersagte der Rat den Verkauf „wegen des skandalösesten Inhalts in Rücksicht der Religion“, und die Leipziger theologische Fakultät drang, allerdings

einer sehr geschickten Bearbeitung Schillers am 28. November desselben Jahres aufführte. Seitdem zählt „Nathan der Weise“ zu den unentbehrlichen und unverlierbaren Besitztümern jeder deutschen Bühne, die sich ihrer höheren Aufgaben bewußt ist, und noch hat kein Hauch des Veraltens das heiter-ernste Antlitz gestreift. So darf gehofft werden, der Wunsch Goethes werde sich erfüllen: „Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben!“

Letzte Erkenntnisse und Lebensende.

„Nathan der Weise“ spricht Lessings letztes Wort in bezug auf das praktische Verhalten, das Vernunft und Erfahrung dem Menschen für sein religiöses Leben vorschreiben. Aber über diese an sich wertvolle Erkenntnis hinaus gibt es noch eine höhere, die dem reinen, nicht durch Persönlichkeit, Zeit und Umwelt bedingten Denken entspringt. In diese Welt jenseits des Irdischen lenkt Lessing unsere Blicke durch die bedeutsamen Schriften, die er am Ende seines Lebens verfaßte: „Ernst und Falk“ und „Die Erziehung des Menschengeschlechts“.

Der Freimaurerorden, gestiftet im Anschluß an alte Verbrüderungen der Steinmetze, war im 18. Jahrhundert zu einer geheimen Vereinigung der gebildeten, nach Wahrheit suchenden Männer aller Kulturländer geworden. Durch



Lessingbüste vom Jahre 1751 von Christian Friedrich Krull

gemeinsame Arbeit hoffte man, schneller als es dem einzelnen möglich gewesen wäre, zur höchsten Weisheit, zur Tugend und zur reinen Menschlichkeit zu gelangen, alle Vorurteile zu überwinden und in einer höheren Gemeinschaft den späteren großen Menschheitsbund, von dem man träumte, vorzubilden und vorzubereiten. Diese guten, wenn auch allzu optimistischen Gedanken verbinden sich jedoch in den Freimaurerlogen mit vielen spielerischen Außerlichkeiten, von der Brüderlichkeit und dem Auslöschen der Vorurteile ist nur sehr bedingt die Rede, Eitelkeit und selbstüchtige Berechnung hüllen sich in den Mantel edler Absichten. Als Lessing 1771 in die Hamburger Loge „Zu den drei Rosen“ aufgenommen worden ist, erkennt er sogleich, daß für ihn in dieser Gemeinschaft nichts zu gewinnen ist, und bleibt auch in Braun-



Lessings Grab auf dem Magni Kirchhof in Braunschweig (Zu Seite 91)



Lessings Sterbehäus am Agbidenmarkt zu Braunschweig (Zu Seite 94)

schweig den Zusammenkünften der Brüder fern. Aber die Geschichte und das Wesen des Bundes, der große und tiefe Grundgedanke beschäftigt ihn lebhaft, und etwa 1777 faßt er die Ergebnisse in den fünf Freimaurergesprächen „Ernst und Falk“ zusammen. Drei davon erscheinen, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gewidmet, Michaelis 1778, das vierte und fünfte bleibt auf Wunsch des Herzogs, der als Großmeister an der Spitze der schottischen Logen Deutschlands steht, vorläufig ungedruckt; indessen werden sie 1780, wohl nicht ohne Lessings Wissen, in Frankfurt am Main veröffentlicht.

Ernst und Falk sprechen über das Freimaurertum. Aber in Wahrheit handelt es sich gar nicht um diese, streng von der Außenwelt abgeschlossene Gemeinschaft, sondern um die Menschheit. Die großen Gedanken des „Nathan“ erscheinen in anderer, politischer Färbung: Weltbürgertum, das doch den Bekenner nicht seinem Lande entfremdet, Aufstiege der Menschheit zu höherer Gesittung durch Beseitigung des Trennenden, der Vorurteile. Darin erblickt Lessing die wahren Ziele der Freimaurerei, während ihre gegenwärtige Arbeit nur der nächstliegenden Vorbereitung gelte und entbehrlich werden müsse, wenn das eigentliche Ziel erreicht sein wird. Dieses Ziel ist die Aufrichtung einer menschlichen Gesellschaft ohne staatlichen Zwang, ohne den Abschluß der Einzelstaaten gegeneinander. Die einmal gegebenen Unterschiede der Rassen, Religionen, Stände sind nicht zu beseitigen; aber einzelne Männer könnten sich über



Schiller. Um 1785. Zeitgenössischer Schattenriß
(Zu Seite 95)

sie erheben, Männer, die genau wußten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, die dem Vorurteil ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, die von bürgerlicher Hohenheit nicht geblendet und von bürgerlicher Geringsfügigkeit nicht abgestoßen würden.

Diese schöne und große Aufgabe hat sich der Freimaurerorden gestellt. Die Kritik in Lessings viertem und fünftem Gespräch zeigt, wie wenig zu ihrer Erfüllung geleistet worden ist und bei der Befassung des Bundes geleistet werden kann. Aber das Freimaurertum sei nicht mit der Loge gleichbedeutend, sei weit älter als sie, ja so alt wie die menschliche Gesellschaft. In ihr sind von jeher Kräfte vorhanden, die alle die notwendigen Schäden ihrer früheren Stadien später ausgleichen werden. Mit anderen Worten: der große Menschheitsbund, dessen unvollkommenes Bild

das Freimaurertum vorzeichnet, wird einst gemäß einer im Wesen der Gattung liegenden Bestimmung verwirklicht werden.

Eine solche Bestimmung, einen geheimen Plan der Gottheit setzt auch die letzte und tiefste der Schriften Lessings voraus: die „Erziehung des Menschengeschlechts“, zur Hälfte 1777, vollständig 1780 veröffentlicht. Von jeher üblich ist die Auffassung des Alten Testaments als einer Vorstufe des Neuen, verbreitet, schon vor Lessings Zeit, auch der Gedanke, daß Gott seine Geschöpfe gemäß ihren Fähigkeiten mit immer höheren Erkenntnissen durch Offenbarung ausstatte. Schon der Kirchenvater Origenes läßt den Herrn als weisen Erzieher jedem Alter die angemessene Belehrung schenken, und nimmt deshalb eine spätere, noch über die Lehre Christi hinausgehende Offenbarung an, wenn die Menschheit in eine weitere Lebenspoche eintreten werde. Auf dieses „dritte Reich“, heraufgeführt durch den von Christus verheißenen Paraklet, ver-

weist ein anderer großer Lehrer der Kirche, Tertullian, und spätere haben dieses „dritte Reich“ als die Erfüllung, als die notwendige Ergänzung der beiden früheren vorausgesagt.

Von alledem klingt etwas in den hundert kurzen Abschnitten der „Erziehung des Menschengeschlechts“ nach. Lessing verleiht ihnen jedoch neue bis dahin ungeahnte Bedeutung, indem er sie zu Bausteinen einer kühngeschwungenen Brücke formt, die zwischen den durch eine tiefe Kluft getrennten Gestaden der Vernunft und des Glaubens eine feste, von beiden Seiten gangbare Straße darbieten sollen. Er läßt der Offenbarung, der Grundlage des Glaubens, ihr Recht als geschichtlicher Tatsache, macht sie aber zugleich zu einem notwendigen Gliede der stetig aufwärts führenden Entwicklung der Menschheit, die für Lessing eine Vernunftwahrheit, ein Postulat im Sinne Kants ist. Die Möglichkeit dazu gewinnt er auf dem Boden des Determinismus. An Stelle der Willensfreiheit setzt er die Notwendigkeit, die vom Schöpfer dem Menschen auferlegte Pflicht, das Gute zu wollen.

„Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viele Fehlstritte noch tue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre, einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat?“

Und da alle von Gott ausgehenden Wirkungen durch alle Ewigkeit fortwirken müssen, so kann auch das Werden des Menschen mit diesem kurzen, einmaligen Dasein auf Erden nicht abgeschlossen sein. Er muß die Möglichkeit haben, sich der Vollkommenheit und der unbeschränkten Erkenntnis immer mehr zu nähern, um seinen von Gott eingepflanzten Trieb nach beiden zu befriedigen. Daraus folgt die Notwendigkeit eines wiederholten Lebens auf höherer Stufe, die nicht im Bereich der ewigen



Goethe in Charakterstrich.
Zeitgenössischer Schattenriß (Zu Seite 95)

Seligkeit, sondern nur durch die aus dem Handeln folgende Erfahrung erstriegen werden kann, einem Handeln, das nur mit erneuter körperlicher Existenz gedacht werden kann. So kommt Lessing zu seiner auf den ersten Blick bestreudenden Vorstellung von der „Seelenwanderung“, die man besser irdische Wiedergeburt nennen würde.

Wenn nun diese Vorstellung nach rückwärts, ins Bereich der geschichtlichen Entwicklung verlängert wird, gelangt man zu einer Verbindung von Offenbarung und Vernunft. Der Mensch, der von Geschlecht zu Geschlecht der Vollkommenheit immer näher kommen soll, würde, allein dem eingepflanzten Trieb zum Guten überlassen, durch die notwendigen Irrtümer nur sehr langsam fortschreiten. Da kommt der sich entfaltenden Vernunft die Liebe des göttlichen Erziehers zu Hilfe. Er gewährt durch die Offenbarung auf jeder Stufe dem Schüler das als Geschenk, was sein Denkvermögen sonst weit langsamer und nur durch harte Erfahrungen aus eigener Kraft gewinnen könnte. Jede Religion bietet in ihrer reinen, ursprünglichen Gestalt das dar, was Gott in ihrer Entstehungszeit den Menschen offenbaren wollte. So entspricht das Alte Testament dem Fassungsvermögen des gleichzeitigen jüdischen Volkes, das Neue der gereifteren Erkenntnisfähigkeit späterer Generationen. Wer wollte aber meinen, die Gattung könne oder solle nun für alle Ewigkeit auf dieser Stufe verharren? Steigt das Vermögen der Schüler darüber hinaus, so wird der weise Erzieher in seiner unerschöpflichen Güte ihnen wiederum mit einer neuen Erkenntnis, gleich den früheren, die Wahrheiten erschließen, die ihrer gereiften Vernunft zugänglich sein werden. „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums (Offenbarung Johannis, Kap. 14, Vers 6), die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. . . Vielleicht daß selbst gewisse Schwärmer des 13. und 14. Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen, ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten. . . Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimmen Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund ebensowohl antiquiert werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer. . . der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.“

Auch ohne die Hilfsypothese der Seelenwanderung bleibt die an Umfang so kleine Schrift Lessings durch Kühn in Neuland des Denkens hinausreichende Kraft das edelste Zeugnis seines großen Wahrheitsstrebens. Der Mensch, der dank der Führung Gottes diesen persönlichen Gott immer mehr entbehren lernt, — das war freilich ein allen positiven Religionen fremder Begriff. Aber deshalb wird doch die Welt, die Lessing in einer fernen Zukunft heraufdämmern sieht, nicht entgottet sein. Für den Trieb zum Guten, den der Mensch als das in ihm lebende

Göttliche empfindet, muß er dem Geber danken, und so muß, solange der Trieb zum Guten als etwas Selbständiges, noch nicht mit dem Menschlichen Identisches empfunden wird, der Dank für dieses Geschenk sich aus einem Bedürfnis des Gemüts an die überirdische Macht wenden, mag auch die Vernunft diese Macht nur als immanent, im Irdischen wirkend anerkennen.

Damit hat Lessing endgültig das geistige Band zerschnitten, das ihn in den Berliner Jahren mit den dortigen Freunden, den Rationalisten und Deisten Nicolai und Mendelssohn, verknüpft hatte und längst gelockert war. Erst nach dem Tode Lessings sollten sie erfahren, wie weit er über sie hinausgeschritten war, wie sehr er sich dem Denken Kants und dem Fühlen der jungen Denker und Dichter, Herders und Goethes,



☒ Das Lessingdenkmal in Kamenz von Emanuel August Hermann Anaur ☒

angenähert hatte. Freudig begrüßten diese nach dem Erscheinen des „Nathan“ und der „Erziehung des Menschengeschlechts“ Lessing als ihren großen Vorkämpfer. Als er gestorben war, schrieb der Dichter des „Werther“ an Charlotte von Stein: „Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben.“ Das bedeutet nicht, daß Goethe und die Seinen sich in ihrem künstlerischen und religiösen Glauben mit Lessing eins gefühlt hätten: seine hohe, geläuterte Menschlichkeit war ihnen als Vorbild und Helferin in dem Kampfe gegen alle kleine und niedrige Gesinnung von höchstem Wert. —

Über dem „Anti-Goetze“, dem „Nathan“, der „Erziehung des Menschengeschlechts“ liegt der volle, unbewölkte Glanz der Sonnenkraft eines großen Geistes. Aber alle diese Leistungen vollbrachte ein müder, durch Krankheit und Leid und Einsamkeit schon gebrochener Mann.

Schon Jahre zuvor hatte Schwäche der Augen den beginnenden Verfall des Körpers angekündigt. Damo zeigte sich eine Schlassucht, die Lessing auch in der angeregtesten Gesellschaft besiel und ihn mitten im Gespräch den Kopf auf den Tisch legen ließ. Von einer Reise nach Hamburg im Herbst 1778 erhoffte er vergeblich Heilung von dieser Schwäche; die scheinbare Besserung dauerte nicht an, und zugleich wurden die Augen immer unbrauchbarer, so daß er in den letzten Jahren zum Lesen und Schreiben starker Brillengläser bedurfte. Fieberanfälle kamen hinzu, um Lessing das Leben zu verkleiden; aber seine starke, heitere Natur ließ ihn bis zuletzt in Wolfenbüttel und Braunschweig die Geselligkeit pflegen, an den Zusammenkünften des „Großen Klubs“ teilnehmen und mit so manchen liebenswürdigen Scherzworten die alte Regsamkeit bewahren.

Und doch klagt er immer wieder über den Mangel an Zerstreuung und Aufheiterung. Mochte ihn im Hause die Liebe der Stieftochter Malchen betreuen, für Eva, in deren verlassenem Zimmer er nun alle seine Werke schrieb, fand er keinen Ersatz. Die Verleumdung wagte sich an die reine, innige Neigung, die er dem trefflichen Mädchen für ihre kindliche Treue schenkte. Er verteidigte sich dagegen in einem Brief an Elixä Reimarus vom 7. Mai 1780, unter den vielen für immer lesenswerten Briefen Lessings einer der beaeeltesten, in dem die einfache Würde seines Wesens, die Klarheit und Selbstgewißheit seines Denkens besonders herzerfreuend zum Ausdruck kommt.

Solches Ausfleuchten darf nicht darüber täuschen, daß die von leidenschaftlichem Wahrheitsseifer vorzeitig verzehrte Geistesflamme dem Erlöschen nahe ist. Noch einmal scheint sie ihr wärmendes und hellendes Licht zu spenden, als im Juli 1780 Friedrich Jacobi, der gottgläubige Gefühlsphilosoph, der von Goethe in kurzen Jugendzeiten heiß Geliebte, bei Lessing in Wolfenbüttel weilte und mit ihm Zwiesprache über den damals noch verachteten und gehaßten Spinoza pflegte, zu dem Jacobi



Das Lessingdenkmal in Braunschweig. Von Ernst Rietschel.
Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., Berlin-Sieglist

den Freund Goethe hingeführt hatte. Erst 1783, als Lessing unter dem Rasen lag, gab Jacobi in seiner Schrift „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn“ von Lessings Aussprüchen öffentlich Kunde, schwerlich genau dem Wortlaut gemäß und allzu entschieden ein Bekenntnis zum Pantheismus formulierend. Heißer Streit entbrannte, in dem Herder und Goethe auf die Seite des Toten traten, Mendelssohn das Gedächtnis des Freundes von der Schmach des Gottesleugners zu reinigen suchte. In Wahrheit hatte Lessing nie aufgehört, an einen persönlichen Gott zu glauben. Wohl konnte er sich das „Eins und alles“, das Spinoza zum Zeichen seines Gottesbegriffs prägte, als sein Symbol zueignen und es in diesem Sinne an die Wand von Gleims Gartenhaus schreiben, als er diesen in Gesellschaft Jacobis besuchte. Aber welchen Inhalt er in das vieldeutige Wort des Philosophen legte, das bezeugen Lessings letzte Schriften zu stark, als daß wir der nachträglichen Deutung Jacobis Glauben schenken könnten.

Bald nach jenem Besuch in Halberstadt kam er zum letzten Male nach Hamburg, konnte aber des Umgangs mit den alten Freunden und dem großen Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder nicht froh werden, so wenig wie sie des gebrochenen, nach seiner „Ordnung“ in Wolfen-



Lessing (die zweite Figur von rechts) an Christian Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen zu Berlin

büttel verlangenden Mannes. Schröder hatte noch wenige Monate zuvor mit Lessing einen Vertrag geschlossen, der die Verpflichtung enthielt, jährlich zwei Stücke für das Hamburger Theater zu verfassen; nun mußte am 1. November 1780 der Hamburger Theaterdirektor dem Mannheimer Intendanten Dalberg schreiben: „Lessing ist drei Wochen hier gewesen, seine Gesundheit hat gelitten, und ich befürchte, sein Geist auch — fürs Theater haben wir wenigstens nichts zu erwarten.“ Er wußte nicht, daß der Dichter der „Münia“ und des „Nathan“ in der Tat über neue dramatische Werke sann, wenn auch keine von ihm erfundenen, so doch Bearbeitungen ausländischer: Calderons „Richter von Zalamea“ und das alte bürgerliche Drama der Shakespeare-Zeit, der „London Prodigal“.

Nicht einmal zur bestimmten Wahl eines dieser Stücke reichte die Entschlußkraft aus. Die gesunkene Energie wurde auch nicht aufgestachelt, als bald nach der Heimkehr aus Hamburg neue, ernste Gefahr für ihn heraufzog. Die Vertreter der Evangelischen auf dem deutschen Reichstag in Regensburg verlangten, der Herzog von Braunschweig sollte den Herausgeber des Fragments „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“ zur verdienten Strafe ziehen. Als der Herzog seinen Bibliothekar aufs freundlichste davon benachrichtigte, erwiderte er, jener möchte in allem, ohne die geringste Rücksicht auf ihn, so verfahren, wie er glaube, daß ein

deutscher Reichsstand verfahren müsse. Entschlossen nahm der Herzog Lessings Partei, und es blieb bei der Drohung.

Bitter empfindet Lessing jetzt noch den Mangel der verdienten Anerkennung für sein langes, erfolgreiches Mühen um die geistige und künstlerische Kultur seines Volkes, doppelt bitter, da er nun zu allem unfähig ist, was die geringste Anstrengung erfordert. In Mendelssohn schreibt er den 19. Dezember 1780: „Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Liebe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tötend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin



Entwurf zu einem Lessingdenkmal für Wien von Franz Wegner

jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! die Szene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Einen Monat später ist er, wie es in dem letzten der Briefe an Elise Reimarus heißt, so gut wie blind, fährt aber doch am 28. Januar nach Braunschweig und versucht, die gewohnte Geselligkeit im Klub mit den Freunden Eschenburg und Leisewitz fortzusetzen. Die Krankheit hält ihn vom Beginn des Februars an im Zimmer, er empfängt Besuche und scherzt mit ihnen, fast bis zum letzten Atemzug, noch am letzten Tage geistig rego. Bis am 15. Februar 1781, um 7 Uhr abends, ein Schlagfluß sein Leben endet. Lessing starb „entschlossen, ruhig, voll Besinnung bis in den letzten Augenblick“, ein Weiser, der den Tod nicht fürchtete. Die Beisetzung erfolgte am 20. Februar auf dem Magni-Friedhof in Braunschweig, wo sein Grab noch jetzt in treuer Hut gehalten wird. Eine Anzahl Theater feierten den Befreier der deutschen Bühne, den Dichter und Kritiker, die geistigen Führer klagten um ihn, der „Kirchenbote für Religionsfreunde aller Kirchen“ berichtete seinen frommen Lesern, daß die Gesellschaft, die Lessing vor seinem Ende bei sich hatte, aus Christen und Juden bestand, daß er den Abt Jerusalem, den berühmten Braunschweiger Theologen, nicht sogleich angenommen habe, als er zu Besuch kam, und daß das Volk glaube, der Teufel habe Lessing geholt.



Ein Zimmer des von Georg Richard Kruse gegründeten Lessing Museums in dem von Lessing 1766–1767 am Kottbuserstr. in Berlin bewohnten Hause (Das Gebäude wurde später abgerissen und das Museum nach Branderstraße 13 ins alte Nicolathaus verlegt)



Aufführung von Lessings Lustspiel „Der junge Gelehrte“ im Vortragsaal des Berliner Lessing-Museums (Brüderstr. 13) zur Zehnjährfeier der Begründung des Museums am 14. Oktober 1916 (Chorleiter: Martin Kerb, Damen: Helene Thimig, Valer: Gotthard Mendes, Juliana: Toni Wilkens, Anton: Carl Haebertein, Lisette: Grete Reinl)

Die würdigste Totenklage um Lessing stimmte Herder an; im „Teutschen Merkur“ gab er die erste zusammenfassende Charakteristik des Großen. Als das Jahrhundert sich dem Ende zuneigte, huldigten Goethe und Schiller dem Vorkämpfer, indem sie ihm unter den Schatten der Unterwelt die Stelle des Achilles verliehen:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herricht über die Geister dein Geist.

Das deutsche Volk nahm Lessing in die kleine Zahl der Heroen auf, die als Unsterbliche, als größte Vertreter unseres Volkstums im Allgemeinbewußtsein fortdauern. Wie der Glaubensmut in Luther, der ideale Freiheits Sinn in Schiller, die höchste Dichterkraft in Goethe, so verkörpert sich uns das reine Wahrheitsstreben, die scharfe Kritik und die milde Duldsamkeit in Lessing. Durch diese Eigenschaften wirkt seine Persönlichkeit für alle Zeiten vorbildlich fort und bewährt das Wort Friedrich Schlegels: „Er selbst war mehr wert als alle seine Talente.“





Druck von
Velhagen & Klasing
in Bielefeld



Folgende Bände der Sammlung sind noch lieferbar :

Neue Bände in erweitertem Umfang:

- Nr. 2. Elzian. Von Dr. Hanns Heinz Josten.
" 7. Beethoven. Von Prof. Ferd. Pfohl.
" 10. Albrecht Dürer. Von Prof. Dr. Hans W. Singer.
" 19. Richard Wagner. Von Prof. Dr. Ferd. Pfohl.
" 26. Raffael. Von Dr. Ernst Diez.
" 35/36. Friedrich der Große. Von Dr. Max Hein.
" 43. Königin Luise. Von Dr. Herman von Petersdorff.
" 57. Das Landhaus. Von Regierungsbaumeister A. Wentscher.
" 60. Goethes Faust. Von Karl Strecker.
" 67. Mozart. Von W. Meyer.
" 85. Der Hausgarten. Von A. Janson.
" 86. Thüringen. Von A. Trinius.
" 91. Der Harz. Von Gustav Uhl.
" 104/105. Goethe. Von Johannes Höffner.
" 140. Hans Thoma. Von Prof. Heinrich Werner.
" 141. Wilhelm Busch. Von Carl W. Neumann.
" 142. Kino. Von Dr. Max Pries.
" 143. Ernst Moritz Arndt. Von Dr. Erich Gölzow.
" 144. Die Mark Brandenburg. Von Erich Griebel.
" 145. Der Maler Karl Spitzweg. Von Fritz von Ostini.
" 146. Lessing. Von Prof. G. Witkowski.
" 147. Verlorenes Land — Deutsches Land.

Bisherige Ausgabe:

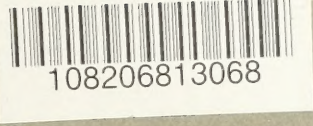
- Nr. 12. Luitpold, Prinz-Regent von Bayern. Von Arthur Achleitner.
" 58. Der Große Kurfürst. Von Dr. W. Steffens.
" 66. Nord von Wartenburg. Von Walter von Bremen.
" 102. Rettelbeck. Von Hans Caspar Starke.
" 113. Salzlammgut. Von F. Brosch.
" 122. Deutsche Heerführer im Weltkrieg. Von O. Hoehsch.
" 124. Das perfide Albion. Von Alfred Geiser.
" 135. Kaiser Franz Josef. Von Richard Charmaç.

Die nicht aufgeführten Bände fehlen.

Neue Bände und neue Auflagen sind in Vorbereitung.



15-5-74



108206813068

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2406
W58

Witkowski, Georg
Lessing

~~18.18.18~~

~~GEORGE SAMUEL LIBRARY~~

